und im Jahre 1791 eine Abhandlung von der einzig zuverlässigen und durch viele Erfahrung bestätigten Heilcur des Bisses toller Hunde und aller Arten toll gewordener Thiere, wie auch der Vipern, Ottern, Schlangen und der Verletzung aller giftigen Insecten drucken lassen.

Unter den übrigen wider diese Krankheit berühmten Mitteln begnüge ich mich, das Untertauchen im Meere, das laulichte Baden, die Gauchheilblumen, die Werlhofischen Pillen, das Opium, den Bisam hier zu nennen, und verweise auf die Schriften der praktischen Aerzte, um mich nicht hier in einer unzähligen Menge von so genannten specifischen Arzneyen zu verlieren.

Bey solcher Freyheit der Aerzte, dieses oder jenes Mittel gegen die Wasserscheu zu gebrauchen, muß jedoch allen Nichtärzten die Behandlung solcher Zufälle auf das strengste untersagt werden. Daher müssen alle abergläubischen Mittel, alle Amulete, Segensprechereyen, das Eingeben verschiedener Zeichen, Buchstaben-Zettelchen, auf das schärfeste geahndet werden, weil sich dadurch die Verwundeten nur getäuscht sehen, wo eine mehrere Vorsicht noch oft hätte helfen können.

B.) Die Pflanzengifte.

§. 37.

1. Die natürlichen verschluckten Giftpflanzen.

Die Natur hat die Menschen und Thiere, in Absicht auf ihre Nahrung, vorzüglich auf das Pflanzenreich verwiesen, ohne sichere Merkmahle durch den Blick oder Geruch an die Hand zu geben, ob diese schöne Blume, z. B. der rothe Fingerhut, ein Gift sey oder nicht? und wir würden wie in der moralischen, also auch in der botanischen Welt ohne Ueberlegung handeln, wenn wir

eine schöne ins Auge fallende Sache darum für vortrefflich halten wollten, weil ihr Aeußeres viel innere Güte verspricht. Der Fall würde ohne Zweifel eben dieser seyn, wenn wir eine Pflanze von ungewöhnlicher Zeichnung, ohne Symmetrie, von traurigem hypochondrischen Ansehen, von einer schwarzblauen, schmutziggelben oder schwarzen Farbe, oder ein schmutziges Braun mit schwarzen Adern für verworfen ansehen wollten, weil wir mit gewissen Farben des alten Herkommens zu trauern pflegen. Andere Pflanzen verscheuchen uns dadurch, daß ihre ganze Oberfläche einen klebrigen Saft ausschwitzet, und einen ekelhaften, widrigen Geruch von sich verbreitet; aber es treffen diese Eigenschaften nicht eben darum bey allen Giftpflanzen ein; und wie kann man also leichtsinnig genug seyn, sie aus diesem Grunde für drohende Gifte anzusehen? Oder gibt es für uns gewisse Instincte, alle Giftpflanzen zu erkennen, da der verschiedene Bau und die Erziehung, Lage und Geschmack alle Arten der Instincte individuel macht. Etwas kommt uns in dieser Erkenntniß der Abscheu der Thiere gegen gewisse Pflanzen zu statten, die auch für uns giftig sind, wofern das Probevieh gesund und wohl gefüttert ist, ohne vom Hunger zu Giftpflanzen verführt zu seyn, indem es eine oder die andere Pflanze auf seiner gewohnten Weide unberührt stehen läßt. Doch was ein Pferd nicht frißt, frißt das Schaf, und jedes Thier läßt, nach Anweisung des Küchenzettels der Natur, einige Pflanzenarten für die andern Thierarten, der Structur der Zähne oder des Magens gemäß, übrig. Was hingegen alle bekannten Hausthiere, die Ochsen, Pferde, Schafe, Ziegen und Schweine in gedachten Fällen auf der Weide oder im Stalle nicht anrühren wollen, darauf fällt fürs erste billig ein entfernter Giftverdacht, weil das, was ein Thier umbringt, dem andern, we-

gen des einfachen oder vielfachen, häutigen oder muskelhaften dicken Magens, oder der wildern Galle wegen ungiftig oder wohl gar im kranken Zustande Arzney seyn kann, und folglich für den Menschen noch immer problematisch bleibt.

Hier macht sich also die Kräuterkunde nothwendig, und die gesammelten Erfahrungen der Naturforscher und Aerzte müssen den botanischen Beschreibungen der größten Kräuterkenner das Gewicht geben, und man vergleicht, mit dem botanischen Senkbley in der Hand, eine verdächtige Pflanze mit den Berichten, die man von ihrer Unschädlichkeit, oder von ihrer nahen oder weiten Verwandtschaft mit offenbar schädlichen Gewächsen aufgezeichnet findet. Man muß ferner eine angeklagte Pflanze nach allen Gründen ihrer Beschuldigung, nach der Art der dadurch erregten Zufälle in der Küche beurtheilen, weil das Kupfergeschirr daran oft mehr Antheil hat, als die Pflanze selbst, um die wahrscheinlichste Vermuthung aus den zusammen genommenen Umständen heraus zu finden, was für eine Giftpflanze der Kranke unter den Speisen genossen. Schlangengifte entdeckt man durch die stechende Wunde, den Biß von tollen Hunden durch den Abscheu fürs Wasser und die Wuth, spanische Fliegen durch den Blutharn, giftige Dünste durch eine schnelle Erstickung auf der Stelle, oder durch eine langsame Nervenlähmung; aber genossene Giftpflanzen und Giftmineralien (beyde äussern sich bloß nach etlichen Stunden durch ein schneidendes Bauchgrimmen) durch Erbrechen und Bauchflüsse. Und dieses ist nun eigentlich die schuldige Giftpflanze. Es veranlassen alle Arten des Hahnenfußes Zuckungen in den Gesichtsmuskeln, aber das thun auch andere sowohl scharfe als betäubende Pflanzen; und dann kann eine Giftpflanze durch mehr oder weniger Abrauchen beym Feuer, durch die Jahreszeit oder ihr Alter, durch die

Bestandtheile des Bodens, durch die Art der Zurichtung, ihres Giftes beraubt oder geschärft worden seyn; folglich ist es schon Verdienst, die schuldige Pflanzenclasse gefunden zu haben. Mineralgifte tragen schon das Gepräge des Verdachtes an ihrer Stirn, denn wir verschlucken nicht Erzstufen; aber alle Pflanzen verführen uns mit ihrer Unschuld, weil uns tausend Arten von der Natur zur Speise angewiesen sind, und sie machen, wenn sie sich unter die Küchenkräuter mischen, den vorsichtigsten Kräutermann, den eilfertigen Koch und Apotheker, besonders aber die eilfertige Köchinn leicht irre, und es übersieht die Brille der Alten oft eine schreckliche Pflanze oder Wurzel, wenn sie jung ist, oder plaudert während des Verlesens. Bisweilen bringt eine einzige Unvorsichtigkeit ganze Familien ums Leben.

Die Merkmahle aller natürlichen verschluckten Giftwurzeln kommen darin mit einander überein, daß ihr Geschmack auf der Zunge scharf und ihr Geruch widrig ist. Durch diesen Wink warnet uns die Natur, die übelriechende, scharfe Giftpflanze vor dem Genusse erst recht zu besehen. Andere schmecken nicht scharf, aber sie riechen dennoch übel, und das sind die betäubenden Giftpflanzen. Noch andere vereinigen die Kräfte der betäubenden und scharfen Pflanzen in sich, und dieses sind die gefährlichsten. Aber, wenn die gute Natur Menschen und Vieh durch die Nase und Zunge vor solchen Giftpflanzen zu warnen scheint: warum hat sie andere hervorgebracht, welche ohne Geruch und Geschmack, folglich unverdächtig sind, und dennoch lähmen? Ueberhaupt scheint sie jedem Thiere sein Futter, aber auch sein Gift angewiesen zu haben; alle Kunst und Erfahrung der Menschen hat bisher nur einen Theil der so genannten Giftpflanzen für Menschen und Vieh kennen gelernet; ohne Zweifel gibt es noch unter den eßbaren Pflanzen viele Halbgifte,

die erst viele Monathe nach dem Genusse die Gesundheit angreifen, und dem körperlichen Baue und der Lebensart des einen Menschen wohl, dem andern aber doch erst nach einiger Zeit übel bekommen. Alle Giftpflanzen haben ihre Insecten, die davon leben, wie die schöne Raupe auf der Wolfsmilch; und es ist bekannt, daß man aus den schlimmen Giftpflanzen die nachdrücklichsten Gegengifte bereiten, und heroische Curen damit verrichten kann. Welcher Verstand wird es endlich wohl jemahls dahin bringen, daß er das vegetirende Absondern der Gifte aus einerley Erdboden, die Grade der Mischungen derselben in den Saftbläschen oder Pflanzendrüsen, und den möglich beßten Nutzen dieser Gifte in Menschenkrankheiten gründlich entdecke?

§. 38.

a) Die verschluckten, scharfen Giftpflanzen, oder brennenden, vegetabilischen Magengifte.

Diese brennen auf den Lippen, den mit dünner Haut bekleideten Stellen des Körpers, auf der Zunge, dem Zahnfleische, mit Röthe, Geschwulst, Entzündung, Schmerz und Blasen; sie lösen die Oberhaut ab, die kostende Zungenspitze zieht sich von der Berührung ihres ätzenden Saftes mit Hitze zusammen, sie wird starr, empfindungslos, und unfähig, eine Zeitlang den Geschmack der Speisen zu beurtheilen; es erfolgt ein Speichelfluß, der Schlund verengert sich; und wird das Gift sogar verschlungen, so stellet sich ein unlöschbarer Durst ein, den ein ausserordentlicher Druck, ein Brennen im Magen, eine Magenentzündung, das Schluchzen, ein Mangel an Eßlust, ein heftiges Erbrechen, Schneiden im Gedärme, und ermattende, schmerzhafte, stinkende, oft blutige Durchfälle, schmerzliche Reize zum Stuhlgange, ein Mangel am Schlafe, Ohnmacht, Krampf, ein tiefer Schlummer,

ein lebhaftes Kopfwehe, Wassersucht, kalter Schweiß und ein geschwinder Tod begleitet. — An den Leichen zeiget sich der Magen und die Gedärme voll entzündeter Stellen und Brandflecken. Kurz: die Zufälle des scharfen Pflanzengiftes sind eine Entzündung der Magenhäute von corrosivischen Säften, wodurch die Nerven mit allen Lebensgeistern in eine kochende Fieberbewegung gerathen; da hingegen die betäubenden die elektrische Flamme der Sinnenwerkzeuge auslöschen und zerstören, so wie die scharfen Gifte die Lebensflamme mit der Stärke der dephlogisirten Luft schnell ausblasen und lodernd machen. Wenn die betäubenden die Reizbarkeit der Fleischfasern, den Ton der Faserspannung schwächen, welcher das Gift von Stelle zu Stelle weiter von sich werfen würde, oder weiter fortschnellte, so erfolgt von dieser natürlichen Entfederung oder schlaffen Verwelkung der Federkräfte eine unempfindliche Betäubung, Schlummer, Schwermuth oder Wuth, und die vom Gifte aufgelösten Säfte laden Gährung, Entwickelung der fixen Luft und die Fäulniß ein. Folglich thun schon scharfe Gifte in den festen Theilen und dem Blute zu viel; sie stechen und überladen beyde mit gewalsamen, unnatürlichen Reizen, da die betäubenden zu wenig leisten, weil sie den Fasern und dem Blute allen Reiz benehmen, die Nerven einschläfern, und die Lebensflamme ohne Geräusch auslöschen, die gleichsam in sich gekehrt sich zurück zieht, und aus Mangel des Oehls ausgeht.

Wenn man einige der scharfen Giftpflanzen zwey Stunden lang in Wasser kocht, so verlieren sie alles giftige, ohne daß deßwegen das Wasser einige Schädlichkeit angenommen haben sollte, da hingegen durch die verschlossene Destillation alle Schärfe mit in das Vorlagewasser übergeht; z. B. bey den Ranunkelarten. Andere büssen es im Abtrocknen an der Luft ein, wie die Arons-

wurzel. Selbst die Jahreszeit vergiftet oder entgiftet eine Pflanze: so ist die Zeitlosenwurzel nur im Anfange des Sommers, und der Hahnenfuß, wenn er noch jung und noch nicht in Samen geschossen ist, schädlich.

Galen und seine ihm nachbethenden Schüler ordneten jedes Gift nach seinen vier wesentlichen Eigenschaften, die damahls die Mode kannte, und in Untergrade theilte. Die Epoche der Geometer classificirte sie nach den Figuren der Spiesse, Spitzen, Stacheln und scharfen Ecken ihrer aufgelösten Theilchen unter dem Vergrösserungsglase; die Mode erschuf schneidende und stechende Waffen, nach den damahls gebräuchlichen Lanzen und Speeren der Zeughäuser, und man folgerte allerhand scharfsinnige, mechanische Hypothesen daraus. Selbst das Schlangengift krystallisirte sich offenbar unter dem Mieroscop; aber man wußte nicht, daß sich tausend Dinge ebenfalls zu Spitzen und Salzen krystallisiren. Die Scheidekünstler argumentirten noch durch ihre Salze, die sauer oder alkalisch sind. Weil nun der Essig fast das allgemeine Gegengift gegen alle Pflanzengifte ist, so schlossen sie: Pflanzengifte sind von der Natur der Alkalien, und das Aufbrausen des Essigs zersetzt ihre ätzenden Bestandtheile. Die wahren Elemente des Giftes sind uns noch zur Zeit nur halb bekannt; und selbst die neuern Luftgattungen lösen diesen gordischen Knoten nicht auf. Da der Magensaft der Thiere, die von Fleisch und Pflanzen allein, oder von beyden zugleich leben, in der chemischen Scheidung größten Theils alkalisch oder salmiakartig gefunden wird; so müßten ihn die scharfen Pflanzengifte, wenn ich sie für alkalisch annehme, noch schärfer alkalisiren, und den Magen zum schnellen Erbrechen entzünden; oder es würde sie der Essig auf der Stelle zu einem milden Mittelsalze umbilden. Ueberdem werden alle Pflanzen an der Wärme und im Magen säuerlich; ihr Genuß mildert al-

so täglich die alkalische Schärfe unsers Magensaftes schon für sich. Uebrigens lehren die Versuche, wenn man den Magensaft aus allerley Thieren sammelt, welche nach der Verdauung einige Stunden gehungert, daß derselbe fast speichelartig, schleimig, geschmacklos, oder leicht gesalzen, im Feuer ganz und gar verfliegt, und in Kraut- und Fleischthieren, in Vögeln, Fischen und in Menschen fast von einerley Beschaffenheit ist, ohne entweder ganz alkalisch, noch ganz saurer Art zu seyn. Indessen sind seine vornehmsten Grundstoffe Schleim und Wasser, und er ist ein Zusammenfluß von Speichel, von den Ausdünstungen der Magenhäute, vom Schlundsafte, vom Safte der Gekrösdrüse und vom Drüsenschleime. Die innere Empfindung seiner Häute ist noch lebhafter als die der Gedärme, als die entblößte Haut und die Zunge. So greift das Wasser von Lorberkirschenblättern das Auge nicht im mindesten an, und dennoch tödtet es einen Hund, der es trinkt, in einer Stunde. So macht der Arsenik auf die Zunge keinen Eindruck, da er doch den Magen zu entsetzlichen Krämpfungen entzündet. Wenn hingegen die zottige Haut des Magens bey Thieren und Menschen dick und lederartig ist, wozu sie eine lange Gewohnheit, durch den Genuß hitziger Sachen gebracht hat, davon diese Haut callös geworden ist; so wird mancher Mensch mit Arsenik und Opium endlich vertraut, und die Russen verschlucken Krähenaugen (Strychnos nux vomica, *Linn.*), wenn sie sich erbrechen wollen. So gewöhnte sich nach dem Galen eine alte Frau zu Athen an den Schierling und Mithridat, an allerley Gifte, weil die empfindlichen Magennerven von der giftigen Schärfe endlich so hart und unempfindlich, als das Auge von zu lebhaftem Lichte, die Zungenwärzchen von scharfen Speisen, die Haut vom öftern Reiben und vom Vitriolöhl werden. Wenn man gleich den Sitz der Seele nicht in

den Magen verlegen kann; so lehrt doch die Erfahrung, daß die ansehnliche Menge von Nerven am Magenmunde die lebhaftesten Empfindungen sonderlich von den Giften veranlaßt, und dem ganzen Nervensysteme mittheilt.

Das leichteste und kräftigste Gegengift gegen die Heftigkeit der scharfen oder brennenden Pflanzengifte ist das laue Wasser, wenn man es in großer Menge trinkt, und durch Mund und Mastdarm, als Gurgelwasser, Bähung und Fußbad lange in einem fort bey dem Kranken anwendet, welcher ein Opfer der Unachtsamkeit geworden. Oft ist die Küche des Wollüstigen eine Mörderinn ganzer Familien, indem die Gattinn mit der Wahl ihres Pariserhintern und der Kopfbefiederung beschäftigt ist, die Hausmagd oder Köchinn den Schierling unter die Petersilie hackt, und die Ohren gegen das Geschrey des Stadtrichttags richtet. Der von seinen Amtsgeschäften hungrig nach Hause eilende Mann findet schon den Tod in den Töpfen auf ihn warten, und schlürft ihn mit Wollust aus den Kraftbrühen in sich. Welche Scenen veranlaßt hier die Putzsucht, der Auftritt eines Schneiders, oder das Küchengezänk, oder die hirnlose Geschwätzigkeit einer Köchinn bey dem wichtigen Verlesen der Küchenkräuter und der Salate? Krapf fand gegen den Gifthahnenfuß das laue Wasser am wirksamsten. So zeigen sich Salze, die in wenigem Wasser aufgelöset werden, wirksamer, um in die Häute des Magens einzudringen; sie werden in vielem Wasser völlig unthätig, und sie zertheilen sich in lauem Wasser schneller als im kalten, folglich verdünnet es die brennende Schärfe der gespeisten Giftpflanzen, und es reizet zugleich den ausgedehnten Magen zum Erbrechen. Noch wirksamer wird das Wasser, wenn man darin Eibisch, Pappeln, arabischen Gummi und andere schleimige

Wur-

Wurzeln, Kräuter oder Honig darin gekocht und aufgelöset hat. Zwischen diesen Mitteln trinke man milde Oehle, frisches Baumöhl, Mandelöhl und mit Butter gekochte Milch, theils, um die verwundeten oder abgeschälten Magenhäute damit zu decken; theils, um die Giftschärfe zu mäßigen, und theils, um die Brandstellen selbst zu heilen. Gegen viele dieser Gifte dienet Essig, die Säure der Limonien, Citronen, der Berberisbeeren, die Säure der Früchte, sonderlich der Johannisbeeren mit und ohne Zucker, der Sauerampfer und die sauern Molken. Honig, Zucker oder Wein, und ähnliche Gegengifte scheinen hier vielmehr zu neuen Giften zu werden.

§. 39.

1) Die scharfen Giftpflanzen.

Die scharfen Giftpflanzen oder brennenden Vegetabilien, so auf den Magen mit dem Feuer der Gifte wirken, sind aus dem Geschlechte der Gurkenarten (Cucurbitacae), oder der Zwiebeln (Lilia), oder gewisse Larvenblumen (Personata), oder Dolden-Schirm-Gewächse (Umbellatae), oder aus der Verwandtschaft des Hahnenfußes (Ranunculis affines), oder wahre Ranunkeln (Ranunculi), oder Arten der Wolfsmilch (Euphorbiae), oder sie haben eine einfache Befruchtungshülse (Incompletae), oder es sind Giftbäume und Giftstauden.

Aus dem Geschlechte der Gurkenarten sind 1. der Giftkürbiß.

1. Der Giftkürbiß, die Coloquinte, (Cucumis colocynthis, *Linn.*) in der arabischen Sprache Alhandal, ist ein kleiner Kürbiß, von der Größe einer geballten Hand, welchen man aus Persien, Aegypten über Aleppo, schon geschält zu uns bringt. Die hier gepflanzten erreichen zwar durch Nässe und warme Pflege

endlich die ausländische Größe; ihr Mark aber bleibt unthätig, und enthält kein so heftiges Purgirharz, als der Kürbiß der Levante hat. Das Kürbißmark ist an den trockenen Coloquinten so schwammig und leicht, daß sechzig solcher Kürbisse kaum eine Unze wiegen. Ihr Geschmack ist die allerheftigste Bitterkeit des gesammten Pflanzenreichs, und der Bestandtheil, so diese ausserordentliche Kraft ausübt, und ein übermäßiges Purgiren erwecket, kommt auf ein sehr zähes Harz an, welches Erbrechen, einen übermäßigen Stuhlgang, und Magen- und Darmentzündung zur Folge hat, wenn es innerlich gebraucht werden sollte. Man kann sich von der drastischen Gewalt dieses Markes schon daraus einen Begriff machen, daß es bloß in der Hand erwärmt, heftig purgiren soll. Im Wasser etliche Stunden lang abgekocht verliert das Extract, welches man ehedem unter die Purgirklystiere mischte, einen Theil von seiner Schädlichkeit. Heut zu Tage ist man behutsamer, und man verbannt auch die Sternkuchen aus Coloquinten mit Tragantgummi aus der Pillenmasse der Purganzen, weil sich ihr Harz ans Gedärm anhängt, und die Darmbewegung überspannt.

Die Pflanze selbst ist ein auf der Erde sich fortschleppendes Sommergewächs, von rauhen Stängeln, Blättern und Gabeln, so zwischen den Blättern und Stängeln hervordringen. Jedes Blatt hängt an seinem eigenen, ziemlich langen Stiele. Die Blätter sind bestaubt, haarig, von unten weiß getüpfelt, und sehr ausgeschnitten. Auf die blaßgelbe Blüthe folgt ein glatter, runder oder hirnförmiger, gelbgrüner, gescheckter, oder pomeranzengelber Kürbiß von weißem Fleische, so schwammig, brennend bitter ist, und kleinen, weißen, harten, glatten Samen mit scharfen Rändern hat. Boerhaave soll ein Gran Coloquintenmark unter die

starkische Seife gemischt, und es als die beste Magenstärke gebraucht haben.

§. 40.

Die Zwiebeln.

1. Der Kaiserkronen. 2. Der Zeitlosen.

1) Die Kaiserkrone, (Fritilaria imperialis, *Linn.* Lilium s. Corona imperialis *Baub.* Ung. Tsàssàr Koronája, Korona viràg.)

Das eigentliche Gift derselben steckt in der Zwiebel, ehe die Blätter ausbrechen; zu andern Zeiten ist die Zwiebel unverdächtig. Sie ist saftig, wenn man sie durchschneidet; es wird aber ihr wässeriger Saft bald gelblich, und hat einen übeln, scharfen, auffallenden Geruch, wie der Knoblauch, oder wie die Ausdünstung des Ziegenbockes. Der Saft brennt die Zungenspitze, er wirkt mit vieler Schärfe darauf, und führt zugleich einige Bitterkeit bey sich. An sich ist die Zwiebel groß, gelb; sie besitzt sehr dicke, saftige Schuppen. Die Blätter sind ohne Einschnitt, und die Blumen ohne Geruch, und mehrentheils einfach. Jede Blume hat ihren eigenen Stiel, und kommt aus der Seite des Stängels rings um denselben hervor, um einen oder mehr Kränze zu beschreiben. Die Krone ist wie eine Glocke, feuerroth, jedoch auch hellgelb, blaugelb und weißgestreift. Sie besteht aus sechs Blättern, deren jedes ein glänzendes Grübchen voll Saft hat.

Camerer gab im Herbste 1678 von dieser ekelhaft riechenden Zwiebel, deren Geschmack auf der Zunge brennt, einem Hunde anderthalb Loth ein. Nach Verlauf einer Stunde wurde derselbe müde, er brach einen gelben, zähen Schleim, und es erfolgte ein krampfhaftes Zittern. In dem lebendig geöffneten Thiere fand man den Magen zusammengeschnürt, blauröthlicht, das

Gedärm leer, den Milchsaft gelb und zähe, und den andern Tag faulten schon alle Eingeweide. Da man Leber, Milz, Gekröse bläulicht fand, so scheint der Saft dieser Zwiebel noch schärfer als im Schierlinge zu seyn, weil sich der Saft der kleingemachten Zwiebel früher mit dem Blute vermischt, da man den Schleim im Magen und den Milchsaft im Milchbehälter gelb und zähe fand.

Beobachtungen an dem menschlichen Körper zeigen selbst eine ähnliche Schädlichkeit. Dahin gehört die Geschichte, welche uns Rodius aufgezeichnet hat. Ein Bedienter eines deutschen Edelmannes zu Padua hatte kaum die Zwiebel dieser Kaiserkrone, nachdem er sie geschnitten und in süßem Oehle und Salz gebraten hatte, gespeist, so hatte er mit allen den Zufällen zu kämpfen, welche sonst auf den Gebrauch des Schierlings erfolgen, und konnte durch die kräftigsten Mittel kaum wieder hergestellt werden.

2) Die Herbstzeitlose, nackte Jungfer, nackte Hure, Wiesensafran, Spinnblume, Michaelisblume. (Colchicum autumnale, *Linn.* Colchicum commune, *Baub. Lumnitzer.* Flor. Poson. Ung. Kék kû kôrits, Kükirtz, Kûkertz, Kökörtsin, Kökortyén. Slav. Gesenka, Matecnik, Ocun, Caitloza.)

Diese Blume, die der letzte Putz der Flora ist, wächst auf nassen Wiesen fünf bis sechs Zoll hoch, und blühet im August und September. Ihre Zwiebel ist anderthalb Zoll lang, einen Zoll breit, etwas zusammengedrückt, oben zugespitzt, unterwärts breit, und hier brechen viele Wurzelzasern hervor. Ihre vielfachen Schalen sind schwärzlich; gemeiniglich hängen ihr einige junge Zwiebeln zur Seite. Inwendig ist sie weiß, und mit ei-

nem milchigten Safte angefüllt. Im Anfange des Herbstes entwickelt sich die schöne Blume aus der Zwiebel, steigt über diese hinauf, erscheint mit den hellgelben Staubsäcken oberhalb der Erde, und läßt ihren Eyerstock in der Zwiebel zurück. In diesen Eyerstock senken sich die drey Staubwege der Blume hernieder, die sehr zart und beynahe einen halben Fuß lang sind, und in der sehr zarten Röhre der Blume wie in einer Scheide stecken. Diese empfangen von den sechs am Blütheeinschnitte angewachsenen Staubfäden den befruchtenden Staub, und übergeben ihn dem Eyerstocke. So bald die Befruchtung geschehen ist, so treibt diese Zwiebel vier oder fünf lanzettenförmige, große, lilienartige Blätter herauf, welche im März erscheinen, und es setzt sich eine neue Zwiebel an, die im Anfange des Sommers saftig, fleischig, hellbraun, von weißem Fleische, wie ein umgekehrtes Herz beschaffen, an der Seite gewölbt, längs herab gestreift, an der andern Seite flach und mit einer Kerbe gezeichnet ist, in der eine dünne, weiße Scheide von grünlich gestreiften Spitzen liegt, aus der die Blume heraufsteigt. Diese junge Zwiebel wird im nächsten Herbste durch die Schuppen hervorgedrängt. Jede Scheide bringt im Herbste zwey bis sieben und mehr Blumen.

Die Blume ist ohne Geruch, zuweilen auch durch die Kunst gefüllt, von allerhand Farben schön gemischt; indessen spielen doch alle ihre Farben gemeiniglich in das Weiße oder Röthliche. Die aus einem Stücke bestehende Krone hat eine sehr schmale, oft zwölf Zoll lange Röhre, die sich auch oben immer mehr erweitert, und in sechs ovale Ausschnitte zertheilt. In der Röhre dieser Krone sitzen die sechs hellgelben Staubfäden, mit den Staubsäckchen und rothgelblichem Staube, nebst fadendünnem sehr langen Griffel, mit ihren zurückgeschla-

genen Narben, welche längs der ganzen Krone bis in den Fruchtknoten der Zwiebel herab laufen.

Die Blätter sind ziemlich lang und breit, von oben glatt, der Stellung nach aufrecht, lang eyförmig, von spitzigem Ende, und stecken in einer langen Scheide. Man findet nur drey oder vier Blätter, die im May aus der Zwiebel heraufsteigen, und sie schliessen die herzförmig spitzige Frucht im Frühlinge halbverdeckt zwischen ihrem Grunde ein.

Die Frucht ist an sich eine birnförmige, runzliche, inwendig in drey eyrunde Fächer abgetheilte Blase, und in diesem Samengehäuse befinden sich viele rundliche, gerunzelte, schwarzbraune Samenkörner.

Der Boden, den diese Zwiebel verlangt, ist ein schwarzer, feuchter, guter Grund. Wenn der Same in den aufspringenden Näthen der Fruchtkapsel reif geworden, so hebt man die Zwiebel aus der Erde, trocknet sie drey Wochen lang im Sande ab, und legt sie in frische Erde. In den Gärten verlangen die Zwiebeln eine Pflege, wie sie die Tulpen erfordern.

Man hält die ganze Pflanze seit den Zeiten des Dioscorides für giftig, und in der That kehrt sich das Vieh an diese Pflanze nicht; die Blumen sind ätzend, und dennoch berauschen sich die Türken mit einem wenigen Aufgusse derselben. Die Samen haben Menschen und Hühner getödtet. Zu Anfange des Sommers besitzen die Zwiebeln der Zeitlosen einen ekelhaften scharfen Geschmack. Sie machen die Zähne stumpf, und den Speichel unerträglich bitter. Die Fingerspitzen, so den Saft berühren, werden unempfindlich, und von der Zubereitung des Zeitlosenessigs wird die Nase, die Brust und die Harnwege, vermöge der giftigen Ausdünstung, angegriffen. Hunde, Vieh, Hirsche und Damhirsche sterben davon an Entzündung, Verengerung des Magens,

an Abschälung der Darmhäute, mit Erbrechen, Bauchflüssen, Krämpfen, Zittern, Krampflosigkeit, und stinkendem, zähem, übermäßigem Schweiße. Wenn der Mensch die Blume oder Zwiebel genießt, so zieht sie ihm die Kehle zusammen, die Zunge erstarrt, der Speichel fließt häufig zu, und es erfolgt ein brennender häufiger Harnreiz und Harnfluß, leerer Reiz zum Stuhlgange, ein Brennen im Magen, Kopfschmerz, Schluchzen, häufiger Durst, verdorbener Appetit, ein starker Bauchfluß, und bisweilen der Tod. Der Genuß der Blume, die sehr scharf schmeckt, hat eine tödtliche Ermattung und unerträgliche Darmschmerzen zur Folge. Schon der Geruch des Samens tödtet Hühner, und erregt im Menschen heftiges Erbrechen, Krämpfe, Herzklopfen, entsetzliche Bangigkeit und den Tod. Zwey Kinder, die vom Samen gegessen hatten, erbrachen sich heftig; man gab ihnen warme Milch, und das eine Kind starb.

Wenn man die Wurzel wäscht, schabt, zu einem Teige macht, und ausdrückt, und diesen Teig in eine hinreichende Menge Wassers wirft, so bekommt man einen Bodensatz, der, wenn er ausgewaschen und getrocknet wird, statt der Stärke gebraucht werden kann.

Die Blätter dieser Pflanze können zum Färben der Eyer benutzt werden; eben damit kann man an dem Hornviehe die Läuse vertreiben, wenn man es mit den frischen Blättern reibt, oder mit dem von Blättern gekochten Wasser wäscht.

Das sicherste Gegengift ist Essig, oder jene Pflanzensäure, nebst öhlichten, schleimigen Mitteln zum Getränke und Klystiere, die man bey den heftigsten Zufällen mit etwas Opium versetzt. Dessen ungeachtet haben viele neuere Aerzte, insbesondere Hr. Baron Störk, k. k. Leibarzt, die zu Anfange des Sommers ausgegrabenen Zwiebeln geröstet, oder durch Zusatz von Essig und

Honig gemildert, und selbst die frische Wurzel in der Wassersucht von gutem Nutzen gefunden. Ueberhaupt schmeckt die Zwiebel im Frühlinge sehr bitter, und im Herbste, wenn sie sich durch die Blume erschöpft hat, süß.

In der Cur ist ein Brechmittel von lauem Wasser mit Baumöhl, oder das mechanische Brechmittel, da man den Schlund mit einer in Baumöhl getunkten Feder öfters reizt, das allererste, und auf dieses folgt ein Nachtrunk von Milch, Oehl oder Limonade, sauern Molken, und wenn das Gift aus den Verdauungswegen gebracht worden, so gibt man dem Kranken zur Nachcur gegen Abend etwas Theriak ein, und am Tage einige Mahl vierzig Tropfen vom Hirschhorngeiste. Man fährt damit so lange fort, als noch einige Spur von der Folge des Giftes im Körper wahrzunehmen ist. Zuletzt gibt man dem Kranken zur Nahrung Milch, Gelee von Kälberfüssen und Hirschhorn, alten Wein und Zimmetwasser mit Syrup von ganzen Citronen. Da das Zeitlosengift die Art hat, vorzüglich auf die Harnwege zu wirken; so schlage man oft warme in Milch und Oehl gekochte erweichende Kräuter über die Blase, bähe das Glied in lauer Milch, und trinke schleimige Getränke mit Kirschgummi.

§. 41.

Von dem Larvengeschlechte.

1) Läusekraut, das Sumpfläusekraut, Rodel, Staudenrodel, große Fistelkraut. (Pedicularis palustris, *Linn. Lumnitzer.* Flor. Poson. Slav. Wssiwa bylina, Wssiwec, Myssi Pepr.)

Die Krone der Larvenpflanzen ist ein Ganzes von schöner Farbe. Das Läusekraut wächst auf feuchten Aeckern oder sumpfichten Wiesen, und blühet im Junius. Sein

Stängel wächst aufrecht, bis zwey Fuß hoch, und zertheilt sich in Aeste, die sich wie Arme ausstrecken. Ihre dicke und feste Wurzel ist einfach, und treibt bloß einen Stängel von gedachter Höhe. Die Blätter sind glatt, gefiedert, und etwa aus zwanzig Paar kurzen, gezähnten Blätterchen zusammen gesetzt. Jede Blume hat ihren eigenen Stiel in dem Astwinkel, und sie machen eine lockere Aehre an dem Gipfel des Stängels. Der Blumenkelch ist fünffach eingeschnitten, etwas haarig, unten bauchig, oben an beyden Seiten zusammen gedrückt und rundlich. Die rachenförmige Krone bildet eine längliche, höckerige Röhre; sie ist schön purpurroth, glatt, in zwey Lippen abgetheilt, deren obere sich mit einem stumpfen Schnabel endigt, und sich an beyden Seiten in einen feinen Stachel verliert. Die Unterlefze ist flach, stumpf, dreyspaltig, und der Mittellappen am kleinsten. Die vier Staubfäden, deren zwey kürzer sind, werden durch die Oberlefze bedeckt, und die Staubsäcke sind rundlich; der Griffel fadenförmig, und länger als die Staubfäden, der Staubcanal stumpf und gebogen. Das Samengehäuse ist eine rundliche, spitzige, zweyfächrige Kapsel, die an ihrer Spitze aufspringt, und viele rundliche, platte Samenkörner enthält, die in zarten Häuten eingewickelt liegen.

Der brennende Geschmack dieses Krautes, der Widerwillen, den das Vieh dagegen äußert, da es, die Ziege ausgenommen, alles andere Vieh auf der Weide stehen läßt, und da es sowohl dem Hornviehe, als dem Wollviehe Blutharnen zuziehet, beweiset sattsam, daß selbes unter die Giftpflanzen gehöre; doch findet man keine Nachrichten, daß es Menschen getödtet hätte. Linne gebrauchte das frische Kraut bey Fisteln und callösen Geschwüren.

Die Gegenmittel, die ihren schädlichen Wirkungen Grenzen setzen, sind die allgemeinen, die schon oben angegeben sind.

§. 42.

2) Rother Fingerhut. 3) Der gelbe Fingerhut. 4) Schweinsbrot.

Der braunrothe Fingerhut, braunes Waldglöckchen, braunes Fingerkraut. (Digitalis purpurea, *Linn.* Ung. Gyüszü virág, Gyüszü fü, Ujni fü, Ujjos fü, Piros gyüszü virág.

Ein Sommergewächs, so in den Wäldern vom May bis in den Brachmonath blüht. Alle Theile desselben besitzen eine bittere Schärfe, die den Schlund verletzt. Ihre Wurzel ist zasrig und bitter, der Stängel etwas haarig, eckig, von ziemlicher Dicke, oft über vier Fuß hoch, und bisweilen röthlich. Jedes Blatt hat seinen eigenen Stiel; es ist langeyförmig, an beyden Enden langspitzig, am Rande mit schiefen Zähnen ausgeschnitten wie eine Säge, bleichgrün, und dicht mit weichen feinen Haaren besetzt. Die Blumen bilden an der Spitze des Stengels eine lange Aehre, und haben fünf Staubfäden, darunter sie nur vier Staubsäcke haben, die zur Befruchtung aufgelegt sind; jeder hat seinen eigenen kurzen, etwas haarigen Stiel, der mit einem Blättchen besetzt ist. Der Kelch ist kurz, fünftheilig; die Krone groß, fast ganz und gar purpurroth, und von der Figur eines Fingerhuts; der Untertheil ist mehr fleischroth, und stellt eine breite, unten bauchige Röhre vor. Oben theilet sich die Krone in vier kurze, rundlichte Abschnitte, deren unterster weisse, runde, in Ringe eingeschlossene Flecken macht. Das Samengehäuse bestehet aus zwey Schalenhälften und zwey Fächern, an deren Rändern viereckige Samenkörner hängen.

Das Wasser, worin man die Pflanzen kocht, und der ausgepreßte Samen, erreget Erbrechen, Ekel, Schluchzen, Krampf im Schlunde, Bauchflüsse und Speichelfluß, ob man gleich versichert, das abgekochte Krautwasser in hartnäckigen und kropfartigen Geschwulsten und Geschwüren innerlich mit glücklichem Erfolge angewandt zu haben. Die Bauern in Sommerset bedienen sich desselben nach Raji Bericht, als eines Purgiermittels; es erfordert aber allerdings einen starken Magen. Withering lernte von einem alten Weibe in London mit dem Absude des rothen Fingerhuts die Wassersuchten zu curiren, und er gehört unstreitig auch unter die wirksamsten urintreibenden Mittel; denn wenn er auch der Meerzwiebel nicht vorzuziehen sey, doch immer ihr gleich gesetzt werden muß. Bey dem angehenden schwarzen Staar ist er sehr empfohlen worden.

Die Uebel, welche auf den Genuß dieser Pflanze erfolgen, erfordern eben diejenigen Mittel, die ich bey andern scharfen Giften angegeben habe.

Der gelbe Fingerhut. (Digitalis lutea, *Linn.* Lumnitzer Fl. Poson. Ung. Gyüszü virág, Gyüszü-fü, Ujni-fü, Ujjos-fü, Sárga gyüszü virág.)

Der ohne Seitenäste zwey Fuß hoch wächst, und dessen Blumen in einer Reihe am Gipfel des Stängels hinauf und sämmtlich nach einer Seite gekehrt sind, und abwärts hängen. Er wächst in Wäldern, blühet vom May an bis zum Brachmonath, und es gilt auch alles das von ihm, was wir von dem braunrothen Fingerhut angeführt haben. Den gelben Fingerhut lobt Golbi in Wassersuchten; doch muß sie in viel grösserer Dosis gebraucht werden.

Schweinsbrot, Saubrot, Waldrübe, Erdapfel. (Cyclamen europaeum, *Linn.* Lumnit-

zer, Fl. Poson. Arthanita Offic. Ung. Diſznó répa, Diſznó-Kenyér, Foldi-kenyér. Slav. Swinſky Orech.)

Dieſe kleine Pflanze wächſt in trockenen, ſchattigen, waldigen Gegenden, und blüht im Frühlinge. Ihre Wurzel dauert einige Jahre, iſt groß, fleiſchig, langrundlich, flachgedrückt, und zeichnet ungefähr die Figur von einem Magen, der von außen ſchwärzlich und inwendig weiß iſt. Jedes Blatt hat ſeinen eigenen Stiel, iſt faſt zirkelrund, oder herzförmig und eckig, einfärbig oder in der Mitte ſchwarz und weiß gefleckt, wellenfärbig bemahlt, oder auf der Unterfläche beſtändig, oder doch gegen den Winter roth, oder mit purpurrothen, oder gelben, oder weißen Adern bezeichnet. Unten iſt jedes Blatt am Stängel rundlich ausgeſchnitten, und der ganze Blattrand ſchmal ausgeſchartet. Die Blätter kommen auch unmittelbar aus der dicken Wurzel hervor.

Jede Blume hat ihren eigenen nackten Stiel, welcher ſich nach abgefallener Blume wie eine Schraube zuſammenzieht, und mit der Blume unmittelbar aus der Wurzel heraufſteigt. Die Blume hat fünf vollkommene Staubfäden, deren Staubſäcke zuſammenſtoßen, und nur einen Staubweg mit ſpitziger Narbe machen. Der Kelch beſtehet aus einem Ganzen, ſo aber oben fünffach geſpalten iſt. Die radförmige Krone hat eine ganz kurze Röhre, mit einem hervorragenden Schlunde. Oben iſt die Krone in fünf große und lange Lappen getheilt, die ſich wie an den weißen einfachen Narciſſen zurück ſchlagen. Die Farbe der Krone iſt bald ganz weiß, bald ganz röthlich, bald purpurroth. Das Samengehäuſe iſt kugelrund aus fünf Schalenſtücken zuſammengeſetzt, die vor der Reiſe aus einander ſpringen. Inwendig findet ſich nur eine einzige Zelle mit vielem grünlichen, eckigen Samen im trockenen Marke.

Die dicke eyrunde, knollige, harte Wurzel ist sonderlich im Herbste von einem wilden, schleimigen und zuletzt scharfen Geschmacke, und purgirt roh und frisch sehr heftig; doch verliert sie diese Eigenschaft in der Asche geröstet, und wird eßbar. Mit Essig und Honig gemischt wirkt sie auf den Stuhlgang gelinder, um die Würmer abzutreiben. In den Apotheken verfertiget man davon eine Salbe, die auf den Unterleib gerieben den Leib öffnet. Diese Salbe ist unter dem Nahmen: Unguentum de Arthanita bekannt.

§. 43.

5) Die Zahnwurz.

Die Zahnwurz, Bleywurz. (Plumbago europæa, *Linn.* Lepidium denticulatum *Bauh.* Pin. 97.)

Ihre Wurzel dauert einige Jahre, der Stängel wächst zu einer Höhe von drey Fuß, die Blätter sind rauch, an beyden Enden spitzig, und umfassen den Stängel von unten. Die Blumen bilden Aehren, so beysammen stehen. Jede Blume hat fünf vollständige Staubfäden, Jeder Staubfaden ruhet in der Blume auf seiner Schuppe. Der Kelch macht eine lange Röhre, die fünf lange Zähne hat, und von außen mit Borsten und Drüsen besetzt ist. Gemeiniglich ist die Krone purpurroth und trichterförmig. Im Samengehäuse steckt nur ein einziger länglicher Same.

Ein Mädchen, so sich mit dem angerathenen Aufguße der Pflanze gegen die Krätze wusch, schien davon lebendig geschunden zu seyn. Und ein Wundarzt, nach Sauvagés Bericht, goß auf die Blätter Baumöhl, um alte Krebsschäden damit täglich drey Mahl einzuschmieren, die es glücklich heilte, und er setzte dieses Mittel so lange fort, bis der Kranke davon keinen lebhaften Schmerzen empfand.

§. 44.

Vom Geschlechte der Hundswinde.

1) Die Purgirwinde. 2) Ahovai. 3) Der Herbstbaum.

Die Wurzel des Geschlechts der Hundswinde dauert etliche Jahre, und treibt viele Aeste. Ihr Stamm schlingt sich von der rechten gegen die linke Seite hin, oder von Abend gegen Morgen, um die benachbarten Körper herum. Ihre jungen Sprossen sind nackte Kegel. Die Blätter stehen an der einen, und dann in einiger Entfernung, an der andern Seite der Aeste und Stängel. Die Blumen haben fünf vollkommene Staubfäden, und einen oder zwey Staubwege. Sie stehen gemeiniglich in Aehren oder Dolden, in den Winkeln der Blätter, oder am Stängelgipfel, oder an den Astspitzen bey einander. Der Kelch hat fünf Zähne, und viele aus dieser Familie enthalten in ihrem Gewebe einen Milchsaft.

1. Die Purgirwinde, Scammonienwinde, syrische weiße Scammonie, (Convolvulus scammonea, *Linn.*) Die Pflanze ist in Vorderasien zu Hause. Die Wurzel ist bräunlich, der Stengel zart, die Blätter sind Pfeile, und es hat die Pflanze fast das Ansehen einer Zaunwinde. Der eingedickte Saft, Scammonium genannt, wirkt innerlich als ein heftig abführendes Officinmittel, mit Schmerzen, heftigen Bauchflüssen, es löset die Säfte auf, und bringt zuweilen den Tod. Die Wurzel hat eine Aehnlichkeit mit dem Rettig; man preßt den Saft daraus, und trocknet ihn als Scammonium am Feuer; man wählt das von Aleppo vorzüglich. Das von Smirna ist schon weniger resinös, und in der Wirkung schwächer. Das aus Spanien und Frankreich taugt bloß zu Verfälschung des echten. Die Bestandtheile sind ein Harzgummi, von drastischer Anhänglichkeit für das Gedärm. Die Versetzungen mit

Quittensaft, oder das Rösten und Räuchern mit Schwefel (dyacrydium sulphuratum) haben, wie das Conachische Pulver, nicht die heftige Purgirkraft dieses Harzes, welches noch am sichersten mit süßen Mandeln oder Eyerdotter abgerieben werden kann, und von dem mit Weingeiste ausgezogenen Harze steigt die Dose von sechs bis zehn Gran unter Mandeln gemischt.

2) Ahovai, gemeiner Schellenbaum, (Cerbera Ahovai, *Linn*) Ein brasilianischer Baum, dessen geritzte Aeste einen Milchsaft von sich geben. Die Rinde ist weißlich, und das Holz dieses Baumes besitzt einen unerträglichen Gestank nach Knoblauch, daher es nicht einmahl zu Brennholz gebraucht werden kann. Die Blätter sind oval, nnd bleiben am Baume immer grün. Die Blumen bilden in den Astwinkeln und am Gipfel der Zweige Aehren und flache Sträußer. Die Blumenkrone ist trichterförmig, und die Steinfrucht fleischig, stumpfeckig. Die Frucht ist weiß, so groß als eine Kastanie, und ihre Schale wird endlich klingend hart. Das Holz des Baums, in Wasser gelegt, betäubt die Fische. Am giftigsten ist der Kern in der Frucht. Die Wilden nehmen ihn heraus, und machen sich, indem sie kleine Steine in die Schale legen, daraus Schellen um die Füsse und Gewehre.

3) Der Herbstbaum, Mangas, (Cerbera Manghas, *Linn.*) Er ist in beyden Indien einheimisch, wächst an Gewässern, und steigt zu einer Höhe von zwanzig Fuß hinauf. Alle seine Theile enthalten einen Milchsaft. Die Blätter werden oft einen Fuß lang, sind glatt, breit, lanzenförmig, querüber stark gerippt, und sie enthalten einen bittern, beißenden Geschmack. Die Blumen besetzen die Astspitzen mit Traubenkämmen. Der Blumenkelch spielt ins Weißliche, und seine fünf Blätterchen sind lanzenförmig. Die Krone ist weiß,

trichterförmig mit wolliger Röhre. Die Frucht ist rund, und so groß als ein Gänseey, an einer Seite etwas flach, glatt, und auf gelblichgrünem Grunde weißgetüpfelt. Das Fleisch ist von bitterm Safte, milchig, und verschließt zwey Nüsse, wie zwey große Kastanien mit weißen Kernen. Diese Früchte erregen ein gewaltsames Erbrechen, und dennoch verspeiset man die Blätter in Amboina unter dem Zugemüse.

§. 45.

4) Aufrechter Hundewürger. 5) Blattloser Hundewürger. 6) Kanadischer Hundekohl. 7) Virginischer Hundekohl. 8) Venedischer Hundekohl. 9) Größte Aeskulapspflanze.

4) Aufrechter Hundewürger, (Cynanchum erectum *Linn.* Apocynum *Bauh.*) mit rundem Blatte, und blaßweißer Blume. Diese syrische Staude wächst drey Fuß hoch. Sie hat eine graue Rinde, eine Menge ausgesperrter Aeste, und weiche platte Blätter, die herzförmig sind. Die Blumen sitzen auf langen Stielen, und bestehen aus Dolden. Die Krone ist weißlich, mattgrün, und ein Ganzes von fünf Abschnitten. Jede Blume verwelkt in zwey länglichen, trockenen Samengefäßen, die voll Fächer sind, und feine, glänzende Wolle und Samen enthalten. Ein halbes Quentchen Blätter machte einem Hunde Erbrechen; er starb zitternd und in Krämpfen.

5) Blattloser Hundewürger, (Cynanchum viminale, *Linn.*) Er wächst in Afrika an der Küste wild. Der Stängel windet sich um den Körper herum; das Gewächs ist ganz und gar ohne Blätter, aber seiner ganzen Länge nach voll Narben. Die Blumen riechen angenehm, und machen eine weiße Krone. Der Milchsaft macht sich durch seine ätzende Schärfe verdächtig.

6)

6) Canadischer Hundskohl, (Apocynum androsemifolium, *Linn.* Ap. Canadense, *Morison.*) Die Wurzel dauert viele Jahre lang. Das Kraut wächst zwey Fuß hoch. Die Blätter sind rund und glatt auf beyden Seiten. Die Blumen stehen am Gipfel in unvollkommenen Dolden beysammen. Der Blumenkelch ist sehr klein, und fünfzähnig, die Krone weiß, etwas glockenförmig, und sie zerspaltet sich inwendig in fünf Abschnitte. Die Blume verblüht in zwey Samengehäusen mit Fächern für den breitgedrückten wie Schuppen in einander geschobenen Samen. — Das Gewächs hat einen ätzenden Milchsaft, dessen bloße Ausdünstungen schon so fressend sind, daß einem, der ihm nahe genug kommt, Gesicht und Hände schwellen. Bricht man die Pflanze ab, so beitzt die Milch die Oberhaut auf. Das Vieh verabscheuet diesen Hundskohl, und die Fliegen fallen auf der Blume todt um.

7) Virginischer Hundskohl, (Apocynum canarinum, *Linn.* Ap. Canadense ramosum, *Morison.*) mit grünweißlicher Blume und sehr dünner Schote. Der Stängel ist röthlich, die Blätter länglich, spitzig, von untenher feinwollig, die Blume sehr klein, in Rispen gestellt, die Krone grünweißlich, das Samengehäus sehr lang und dünn, der Saft sehr scharf, Insecten tödtend. Die Amerikaner machen aus ihren Stängeln Hanf, und es dienet die Samenwolle der canadischen Art den Franzosen zur Füllung der Polster.

8) Der venedische Hundskohl. (Apocynum venetum, *Linn.* Esula e Lio venetorum, *Lobal.*) Es wächst diese Pflanze auf den venedischen Inseln, mit einem zwey Fuß hohen Stängel. Das Blätterwerk gleicht den Windenblättern, und die Blumenkrone ist bald weiß, bald purpurroth.

9) Die größte Aeskulapische Pflanze (Asclepias

gigantea, *Linn.*) Sie wächst in Ostindien, Arabien und Aegypten gegen sieben Fuß hoch. Die Blätter sind dick, flach, langeyrund, und die Blumen stehen auf einfachen Dolden. Die Krone ist weiß. Jede Blume hinterläßt zwey lange dicke, runzlichte Samengehäuse, welche aus einem Stücke bestehen, und inwendig in kleine Fächer vertheilt sind, worin die breitgedrückten Samen schuppenweise liegen, und sind in eine feine glänzende Wolle eingehüllt.

Anderthalb Quentchen des Saftes von dieser Pflanze innerlich genommen sollen die grausamsten und tödtlichen Bauchflüsse erregen, weil er weit schärfer ist, als die Milch des Euphorbiums; und der Genuß dieses Gewächses soll in Amboina das Vieh tödten. Inzwischen fressen es doch in Arabien Schafe und Ziegen ohne Schaden. Die Wolle, in welcher seine Samen liegen, kann man, wie die Wolle der Seidenpflanze, mit Baumwolle, Floretseide vermischt, zu allerley Kleidungsstücken, Polstern und Papier gebrauchen.

§. 46.

Vom Geschlechte der Doldengewächse.

1) Das Sumpfnabelkraut. 2) Wasserfilipendul. 3) Die safrangelbe Rebendolde.

1) Das Sumpfnabelkraut, Wassernabel. (Hydrocotile vulgaris, *Linn.* Lumnitzer Fl. Poson. Ranunculus aquaticus, *Baub.* Cotyledon aquatica, *Lobel.* Ung. Köldökfü, Venus Küldöke, Böldog-Aszszony-Köldöke-fü, Szelelem-taplója, Bab-levelö fü. Slav. Cymbalek.)

Es wächst an überschwemmten Oertern, in stehenhenden und fließenden Wassern, und blühet im Sommer. Die Wurzel kriecht tief unter dem Wasser fort. Die

Stiele der Blätter steigen aus ihr unmittelbar herauf, und sind lang, haarig, gefurcht, und fast mitten in die Unterfläche der Blätter eingesenkt. Die Blätter sind zirkelrund, und mit acht Ausschnitten an dem Rande ausgeschartet. Jede Dolde des Schirms trägt viel Blumen, und es befindet sich unter jeder Dolde und unter jeder einzelnen Blume eine Hülle von vier Blättchen. Die allgemeine Blume ist einförmig, die besondere besteht aus fünf eyrundspitzigen, abstehenden, getheilten Blättchen. Die fünf Staubfäden sind pfriemenförmig, und kürzer als die Blümchen. Die Frucht ist flach, zirkelrund, und der Same ein breitgedrückter Halbzirkel; ist scharf an der Zunge; Schafe, welche solche fressen, bekommen davon Entzündung, Blutharnen und Fäulniß, und andere geschwinde und heftige Zufälle.

2) Die hohlröhrige Wasserrebendolde, Wasserfilipendul, Wassersteinbrech, Drußwurz. (Oenanthe fistulosa, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson. Oenanthe aquatica, *Baub.*)

Sie wächst in Wassergräben und Sümpfen, wo ihre ausdauernde Wurzel tief im Wasser und Schlamme sich zu einem Büschel von Zasern ausbreitet, und treibt ausser den Stängeln kriechende Sprossen. Der Stängel steigt über das Wasser aufrecht in die Höhe; er ist schwach, fast ohne Blätter, hohl und ästig. Die untern Blätter sind doppelt gefiedert, mit drey oder vier Paar Blättchen, die sich in drey bis vier stumpfe Lappen zertheilen; die obern Blätter besitzen eine hohle Mittelrippe, und sind mit länglichen, sehr schmalen Blättchen nur einfach gefiedert, oder gleichsam nur dünne Fäden. Die große Blumendolde entstehet aus der Spitze der Aeste, und hat am Umkreise lange Stiele.

Die kleinen Blümchen sind weiß, von aussen röthlich. Die Frucht ist eyrund, mit dem Kelche bekränzt, und enthält zwey fast eyrunde, auf einer Seite erhabene und gestreifte, auf der andern flache, an der Spitze gezähnte Samen von gewürzhaftem Geschmacke.

Keine Art von Vieh benagt diese Wasserpflanze. Sonderlich ist ihre Wurzel giftig, und der daraus gepreßte Saft ekelhaft und scharf, obgleich die Blätter weniger Schärfe erregen. Der Genuß zog einem Menschen ein Augenverdrehen, Kinnbackenkrampf, Sinnlosigkeit und den Tod zu. In der geöffneten Leiche fand man den Magen, das Gedärm und Blut in ihrem natürlichen Zustande. Die Wurzel, die jemand statt des empfohlenen Wasserräppichs genoß, indem er fünf Löffel voll von ihrem Safte zu sich nahm, verursachte eine Ermüdung, Kopfschmerzen, Erbrechen, Stuhlgänge, Sinnlosigkeit, Krämpfe, und zwey Stunden nach dem Genusse den Tod.

Auch hier machen geschwinde Brechmittel, warme Milch und Wasser, Oehl und häufige Schleimgetränke, das beste Rettungsmittel aus. In England bedient sich das Landvolk der Wurzel gekocht zum Brey, und man schmiert damit den Rücken der wundgerittenen Pferde nach Watson.

3) Die safrangelbe Rebendolde (Oenanthe crocata, *Linn.* Oenanthe chaerophilli foliis, *Baub.* Oenanthe cicutae saciae, succo viroso crocante. *Act. Ang.* 1747. n. 480. pag. 235. tab. 3. et *Lobel* adv. 326.)

Sie wächst ebenfalls an Sümpfen. Die Wurzel besteht aus fünf kleinen, länglich dicken Wurzeln, die den Pastinak-Wurzeln gleichen, und wie der Stängel einen safrangelben, säuerlichen und stinkenden Saft

enthalten. Der Stängel wird bis fünf Fuß hoch, dick, gestreift und rothgelb. Die Blätter sehen wie die am Schierling aus, nur daß sie hellgrüner sind. Die Blumen der Dolden haben weiße Kronen und braune Staubfäden. Wurzel und Blätter erregen auch im Menschen Schwindel, Krampf, Raserey, Kinnbackenzwang, Ausfallen der Haare, Kopf- und Magenschmerzen, große Schlundhitze und den Tod. Schon der Geruch bringt in verschlossenen Zimmern Schwindel und Uebelkeiten zuwege.

§. 47.

4) Der Giftkerbel. 5) Wilder Turbith.

4) Der Giftkerbel, (Scandix infesta, *Linn.*) dessen Vaterland Aegypten ist, hat solche Blätter, wie unser Gartenkerbel. Sein Stängel ist rauch, ohne Knoten, und der Doldensame wie eine Schusterpfriemen gestaltet.

5) Der wilde Turbith, (Thapsia foetida, *Linn.*) ist in Südeuropa einheimisch, und von garstigem Geruche. Die Wurzel ist saftig, dick, und hält sich lange; der Stängel zwey Fuß lang; die Blätter groß, dunkelgrün, und wie die Blätter gemeiner Gelbrüben oder Möhren. Die Blätter bestehen aus kleinen Blättchen. Die Doldenblume ist groß und ganz ohne Hülle; die kleine Krone gelb, mit ungetheilten, ungebogenen und sämmtlich gleich großen Blättchen. Die Samen sind groß, länglich flach, oben und unten eingeschnitten, und an der Seite mit einer Haut eingefaßt. Die Wurzel soll tödtlich seyn, Purgiren und Erbrechen erwecken.

§. 48.

Die den Ranunkeln nahe kommen.

1) Der Wasserwegerich. 2) Waldrebe. 3) Brennwurz.

1) Der Wasserwegerich, großer Froschlöffel. (Alysma, plantago aquatica, *Linn.* *Lumnitzer* Flor. Poson. Damasonium, *Hall.* Ung. Vizi-úti-sü. Slav. Gitrocel Wodnj.)

Er wächst allenthalben in stehenden Wassern. Die Wurzel ist dicht gefasert, weiß und wie eine Zwiebel in mehrere Häute eingehüllt. Der Stängel ist aufgerichtet, ohne Blätter, ziemlich hoch. Die Aeste rings um den Stängel wachsen aus einem Knoten, unmittelbar in einer Scheide von drey Blättchen herauf. Die Blätter haben lange Stiele, sehen wie die Blätter des Wegerichs aus, sind groß, eyförmig, zugespitzt, lanzenförmig, und wie am Wegerich mit Rippen durchädert; oft schießt der Stängel ellenhoch auf, und zerästelt sich in viele wirbelförmig über einander stehende lange und nochmahls wirbelförmig getheilte Nebenstängel, an denen die zahlreichen, vor dem Aufblühen rosenfarbenen, nachher weißen Blümchen sitzen. Die kleinen Blümchen haben sechs pfriemenförmige Staubfäden, die kürzer als die Blumen sind. Die zusammengedrückten Samenkapseln enthalten kleine einzelne Samen. Der Kelch hat drey eyförmige, hohle, abgesonderte Blättchen, und bleibt an der künftigen Frucht fest. Die Krone, so nach dem Aufblühen weiß wird, ist im Umkreise zirkelrund, und besteht aus drey runden Blättchen. Die Blume verwandelt sich zu zwölf bis zwanzig trockenen, länglichen Samenbehältern, deren jeder nur einen Samen enthält, die alle zusammen genommen ein stumpf dreyeckiges Köpfchen bilden, und an der Spitze des Blumenstiels sitzen bleiben.

Der scharfe Geschmack des Krauts ist den Schafen zuwider, und nach einer Nachricht des Fabregou hat ihr Genuß Hornvieh und andere Thiere getödtet. Von einigen Aerzten wurde sie empfohlen, frisch, und bloß gestampft, äußerlich, um in wassersüchtigen Geschwulsten Blasen zu ziehen, durch die das Wasser abfließen soll. Den Aufguß rühmt der kaiserliche Leibarzt von Haen sehr in Steinschmerzen.

2) Die gemeine Waldrebe, steigende Waldrebe, weißblühende Wald- und Felsenrebe, Lanen. (Clemytis vitalba, *Linn.* Lumnitzer Fl. Poson. Ung. Fehér-venitz, Vadvenyike, Szulak-fü, Aszszulag. Slav. Newolne drewo.)

Der Stängel, der ohne Gabeln ist, schlingt sich dessen ungeachtet doch an den Wänden und lebendigen Zäunen in feuchten Jahren mehr als zehn Fuß hoch hinauf, und treibet paarweise Aeste. Die Blätter bestehen aus fünf kleinen Blättern, die eyrund und wenig oder gar nicht gezähnt sind. Die Blumen sitzen in den Winkeln der Blätter auf Stielen, die sich wieder in drey theilen. Der Kelch fehlt. Man zählt bis sechzig Staubfäden. Die Krone ist markig, umgebogen, etwas haarig, vier- oder fünfblätterich, und diese Blumenblätter sehen wie Lanzetten aus; die Samen sind eyförmig und am Oberende federartig geschwänzt; sie vereinigen sich alle in ein cylindrisches Köpfchen.

Alle Theile dieser Pflanze sind ätzend, und sogar das davon gebrannte Wasser. Ihre Berührung zieht an der Haut Blasen auf, und die Bettler machen sich damit an den Schenkeln Geschwüre, wenn sie das frisch gequetschte Kraut als ein Blasenpflaster aufbinden. Die Samenwolle kann nach Schäffers Erfahrung zu Pa-

pier genutzt werden. In Paris speist man die jungen Sprossen zu Anfang des Frühlings als Zugemüse, und anderwärts halten die Bauern einen davon gemachten Salat für einen Leckerbissen. Schon die alten Aerzte verordneten den Samen bis zu einem Quentchen als ein abführendes Mittel.

3) Kleine Heckenrebe, Brennwurz. (Clematis Flammula, *Linn.* Slav. Barwjnek.)

Auch diese tapezirt lebendige Hecken, und scheint bloß die vorige gemeine Waldrebe in Kleinem vorzustellen. Die Windungen des Stängels schlängeln sich von einer Seite zur andern. Ihre untern Blätter zertheilen sich in drey kleinere Blättchen; die obern sind einfach, klein und wie eine Säge ausgeschnitten. Ihre Blumen sitzen auf eigenen ästigen Stielen, welche paarweise aus dem Stängel entspringen.

Beyde besitzen eine brennende Schärfe in allen Theilen, die in den Blumen selbst so heftig ist, daß sie die Lippen entzündet, wenn man sie daran bringt, und auf der Haut Blasen erreget.

§. 49.

4) Die aufrechte weiße Waldrebe. 5) Die ungarische Waldrebe. 6) Gelbes Anemonenröschen. 7) Die Küchenschelle. 8) Schwärzliche Küchenschelle. 9) Die Narzissenanemone. 10) Dotterblume.

4) Weiße aufrechte Waldrebe. (Clematis erecta, *Linn.* Flammula Jovis, *Störck.* *Lumnitzer* Fl. Poson. Ung. Szivo-fü. Slav. Pryskyrnjk, Plaminek.)

Ihr Stängel gewinnt eine Höhe von vier Fuß; er wächst gerade und ist blätterreich. Die Blätter sind groß, saatgrün und gegen einander gestellt. Am Gipfel stehen die Blumen in einem Strauße zusammen. Diese

Waldrebe ist mit der gemeinen Waldrebe nahe verwandt. Sie wächst gern auf trockenen, sonnenreichen Hügeln, auf Weiden und ungebaueten Feldern.

Der brennende Geschmack und ihre blasenziehende Aetzkraft machen auch diese Waldrebe verdächtig. Störck läßt sie äusserlich als Aetzmittel in Geschwüre einstreuen, und den Aufguß oder Blumen-Extract nebst Blättern wendet derselbe bey venerischen Zufällen, Krebsschäden, und faulen, fliessenden, bösartigen, imgleichen auch schwammichten Geschwüren an, so wie in der hartnäckigen Krätze, und versichert, davon Nutzen gesehen zu haben.

5) Die gerade blaue Waldrebe, ungarische Waldrebe. (Clematis integrifolia, *Linn.* *Lumnitzer* Fl. Poson. Clematis coerulea Pannonica. *Clusius.*

Sie wächst wild auf Weiden, ungebaueten Feldern und an sonnenreichen Hügeln. Die Wurzeln sind ziemlich dick, und haben rothgelbe Zasern. Ihre Stängel wachsen gerade, gegen vier Schuh hoch; sie sind hart, gestreift, eckig und etwas röthlicht, und haben an den Gelenken deutliche Knoten, an deren jedem immer zwey Blätter einander gerade gegenüber stehen. Diese Blätter haben ganz kurze Stiele, und auf ihrer Oberfläche viele Rippen; sie laufen in eine scharfe Spitze aus, und sind am Rande etwas wollig; auf ihrer Oberfläche sind sie dunkelgrün, auf der untern etwas heller. Jeder Ast schließt sich mit einer ziemlich großen und überhängenden Blume; diese hat eine dunkelblaue Krone, deren Blättchen umgebogen und mit einer feinen Wolle eingefaßt sind. Die Staubfäden sind grünlicht, und tragen geblichte Staubsäcke. Die Blätter haben ebenfalls einen brennenden scharfen Geschmack. Die Menge dieses Gewächses auf einer ungarischen Weide brachte bey den Feldzügen des Prinzen Eugen von Sa-

voyen eine Ruhr unter die Pferde, an welcher sie in großer Anzahl darauf gingen, nach der Erzählung des Targioni Tappetti.

6) Das portugiesische Anemonenröschen, gelbe Anemone (Anemone palmata. *Linn.*)

Sie wächst in Portugal am Tagus wild. Die Wurzel ist schwarz, knotig, inwendig weiß, von ekelhaftem Geschmacke. Die großen, grünen, harten Blätter spielen von unten röthlich. Kelch und Krone sind gelb, und enthalten sechs bis neun Blättchen. Die Samenspitze ist geschwärzt. Blätter und Wurzeln sind im Geschmacke brennend.

7) Die Küchenschelle, Osterblume, graues Bergmännchen, Schottenblume, Bocksbart. (Anemone pulsatilla, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson. Ung. Kükörits, Leány-kökörtsin, Lö kükörts. Slav. Koniklec.)

Man findet sie an sonnenreichen Hügeln, in Wäldern und bergigen Gegenden, und auf trockenen ungebaueten Feldern, auf steinigen Hügeln, im April und May blühend, etwa von einer Spannenhöhe. Ihre Wurzel ist groß, holzig, braunschwarz, inwendig weißlich, bringt die mehresten Blätter selbst hervor, und ist bey ihrer Größe mit Borsten bekränzt. Ihre häufigen Wurzelblätter werden von einer weißlichen Wolle überzogen, und sind auf langen Stielen stehend, und in Fäden zart zerschnitten, wie eine Hutfeder aufwärts gekehrt und doppelt gefliedert. Der Stängel, der bis zu einer Fußhöhe aufsteigt, ist blätterlos, und bekommt dafür eine vielfach geschnittene Schirmdecke, ob er gleich nur eine Blume trägt, ganz astlos und unterwärts behaart ist. Eben so sind die Blätter, die aus einer haarigen Scheide kommen, dicht mit einer weißen Wolle bekleidet. Die Blume ist groß, ohne Kelch an der Stängelspitze; ih-

re Krone öffnet sich wie eine Tulpe weit, und besteht aus sechs haarigen purpurrothen Blättern, die veilchenblau werden, so bald die Blume welkt. Der Same trägt lange, seidenartige Schwänze an sich, und glänzt wie Silber. Die Blume enthält kürzere, aber zahlreichere gelbe Staubfäden und Fruchtknoten, die sich in ein spitziges Knöpfchen vereinigen.

Das Kraut der Küchenschelle ist scharf, ziehet Blasen auf, seine Ausdünstungen greifen sogar das Auge an, und man trifft die größte Schärfe in der Wurzel an. Der innere Gebrauch macht besondere Wirkungen auf die Augen, wie es der Baron von Störk erfahren. Die dunkelblauen Blumen färben grün, und theilen dem davon abgezogenen Wasser die Kraft zum Erbrechen mit. Sie leisten bey alten Geschwüren und in Wunden der Pferde gute Dienste, wenn man sie äußerlich auflegt; Schafe und Ziegen fressen sie aber ohne Schaden.

8) Die schwärzliche Küchenschelle, schwärzliche Windblume. (Anemone pratensis, *Linn.* *Lumnitzer* Flor. Poson. Pulsatilla nigricans, *Störck.* Ung. Fekete Kükörits. Slav. Cerny Koniklec.)

Ihre Wurzeln sind länglicht, runzlicht, voll Zasern von ungleicher Dicke; Stängel, Blätter, Staubfäden, Staubwege und Samen sind wie bey der vorhergehenden, aber ihre Blumen sind viel kleiner, und hangen über. Die Krone ist viel dunkler gefärbt und beynahe schwarz, und die Blättchen derselben an ihrer Spitze umgebogen. Man findet sie auf magern sonnigen Feldern.

Sie hat nach den Erfahrungen des Herrn Baron v. Störk, wenn sie auch nur gekauet wird, einen brennenden scharfen Geschmack, der lange nicht aus dem Munde

zu bringen, aber in der Wurzel gelinder ist. Diese durchdringende Schärfe gehet in das davon gebrannte Wasser über, und bringt mit der vorhergehenden ähnliche Wirkungen hervor.

9) Die Narzissenanemone. (Anemone narcissiflora, *Linn.*)

Diese wächst auf hohen Gebirgen, blüht im Junius und Julius. Die anderthalb Fuß hohen Stängel stehen aufrecht und sind stark. Die weichen rauchen Wurzelblätter stehen auf langen Stielen, sind fünflappig, und nochmahls zertheilt. Die Blätterhülle treibt sechs bis acht inwendig ganz weisse, auswendig etwas röthliche Blumen, auf besonders schirmförmig gestellten Stängelchen hervor. Die Blumen sind wohlriechend. J. Bauhin fand ihre Blätter zwar Anfangs süß, im Geschmacke aber hinten nach sehr scharf.

10) Die Dotterblume, Schmalz-Kuh-Bach-Moosblume, kleine gelbe Wiesenblume, deutsche Kapern, Schmergeln. (Caltha palustris, *Linn. Lumn.* Fl. Pos. Populago *Tabern.* Ung. Sárga viola, Vizi viola. Slav. Lataj.

Sie wächst an feuchten Orten, Wassergräben, Sümpfen, und blüht vom April bis in den August. Ihre Wurzel ist dauernd, zaserig und dick; der dicke saftige glatte Stengel ist etwa einen Fuß hoch. Die Blätter haben eine glänzende Oberfläche, sind von der Figur der Niere oder des Herzens groß, am Rande gekerbt. Die Wurzelblätter stehen auf eigenen Stielen, die obern hingegen umgeben ihren Stängel, der ein Paar große einzelne Blumen an seinen Aesten hervor treibt. Die Blume hat einen kurzen Stiel, keinen Kelch, fünf eyförmige, große flache, offene Blätter und etwa hundert Staubfäden und viele Staubwege. Die Krone ist

glänzend gelb, und es hinterläßt jede Blume etwa zwölf Samengehäuse, die wie Sternstrahlen gegen einander stehen, und aus so viel kurzen, spitzigen getrennten Samenkapseln bestehen, als Eyerstöcke (fünf bis zehn) da sind, an der Obernath aufspringen, und viele rundliche Samen in sich fassen. Die Blume ist von aussen grün, von innen gelb, und gestreift oder furchig. Erst nach Verblühung der Blume breiten sich die großen Blätter mit so vieler Gewalt aus, daß manche feuchte Wiesen im Sommer dadurch in kurze lackirte Gebüsche verwandelt zu seyn scheinen.

Diese wässerige Pflanze ist dessen ungeachtet doch scharf und bitter; indessen wird sie von Ziegen und Schafen begierig aufgesucht. Von Haller und Erhard fanden ihren Geschmack brennend, und halten sie für das Vieh schädlich. Linne sagt, daß das Rindvieh sie verabscheue. In der Hungersnoth bedienen sich die Finnen der Wurzel zur Speise. Mit den frischen zerquetschten Blättern heilet man die Bienenstiche. Die noch grünen, unaufgeschlossenen Blumenknospen werden von einigen zwölf Stunden lang in Salzwasser eingeweicht, in Weinessig gelegt, und als deutsche Kapern verspeiset.

Ohne Zweifel haben mehrere Arten dieses Geschlechts das gleiche Recht, unter die scharfen Pflanzengifte gezählt zu werden; da ich aber keine Erfahrungen vor mir habe, die meine Muthmaßung bestätigen könnten, so übergehe ich sie hier mit Stillschweigen.

§. 50.

Die Hahnenfußarten. (Ranunculi.)

Ein natürliches Geschlecht von Pflanzen, das sich schon längst durch seine giftigen Eigenschaften, und durch seine wie wohl etwas flüchtige, und durch Ausdünsten, Trocknen oder Kochen zu mildernde, oder bezwingende

Schärfe, die alle Theile des lebendigen thierischen Körpers angreift, und beynahe allen Orten gemein ist, bey den Aerzten verdächtig gemacht hat.

Das Vieh läßt sie auf der Weide unberührt stehen, frißt sie aber in der Krippe unter dem Heue gern und ohne Schaden.

1) Der kleine Sumpfhahnenfuß, Egelkraut, Speerkraut, Giftkraut, Brennkraut. (Ranunculus flammula, *Linn.* Ranunculus palustris. *Baub. Lumnitzer.* Flor. Poson.)

Er wächst auf feuchten Wiesen und an Sümpfen, und blühet vom May bis in den August. Die Wurzel ist rundlich und lang. Der stehende und liegende Stängel wird zwey Fuß lang, ist ziemlich ästig, und legt sich zum Theil auf die Erde nieder, die eyrunden lanzettförmigen Wurzelblätter sind an beyden Enden spitzig, und haben an den Rändern Zähne, oder nicht. Der Kelch hat fünf eyförmige hohle Blätter, so bald abfallen; die Krone ist klein, gelb, glänzend, glatt, hat fünf stumpfe Blätter, deren Fuß oder Nagel mit einer kleinen Grube oder Honigbehälter, als dem wesentlichsten Kennzeichen dieses Geschlechts, versehen ist. Die vielen Staubfäden sind kürzer als die Blume. Die vielen in ein Knöpfchen versammelten Eyerstöcke sind ohne Griffel, und haben keine zurückgebogenen Staubwege. Da es kein Samengehäuse hat, so verwandeln sich die Eyerstöcke im Samen von verschiedenen Gestalten, deren Spitze sich umbiegt. Die Blumen sind gelb, und glänzen wie mit Lackfirniß überzogen.

Die Schärfe der Pflanze bringt auf der Haut Blasen und bey den Schafen die Fäulniß, und bey Pferden Leberentzündung hervor. Das gesammte Vieh meidet sie. Als Heu getrocknet verliert das Kraut viel von seiner

Schärfe und Schädlichkeit. Aeußerlich kann die Pflanze wider die Hühneraugen, Warzen und harten Geschwülste, und zum Blasenziehen dienen. In der Schweiz hilft dieses Kraut den Bettlern, durch kleine künstliche Geschwüre das Mitleiden der Vorübergehenden rege zu machen.

2) Großblättrichter Sumpfhahnenfuß, Speerhahnenfuß. (Ranunculus lingua, *Linn.* Ranunculus palustris major. *Baub. Lumnitzer* Flor. Poson.

Er wächst an Morästen, Wassergräben, und besonders an trüben Gewässern, und blühet im Junius und Julius. Der aufrechte Stängel gewinnt eine Höhe von zwey Fuß; er ist rundlich, inwendig hohl, und ziemlich ästig. Die Blätter sind lang, ohne Stiele, spitzig, von einer Lanzettenfigur, oft feinwollig, bilden Scheiden um den Stängel, an den Rändern unausgekerbt. Die Blumen sind groß, gelb, gefirnißt, haben einen rauhen Kelch, gegen hundert Staubfäden, und am Fuße der Nägel eines jeden Blumenblattes erscheint die gewöhnliche Schuppe des Saftbehälters. Die Samen werden durch Schuppen von einander getrennt. Sonderlich zeigt sich das Gift an den Blättern und dem Samen wirksamer, als an der vorhergehenden Art, und taugt daher wenigstens, so lange sie frisch ist, nicht zum Futter für das Vieh.

3) Das Schöllkraut, Scharbockskraut, Feigenwarzenkraut, kleine Schwalbenwurz, wildes Löffelkraut, Aeppich. (Ranunculus ficaria, *Linn. Lumnitzer.* Fl. Pos. Chelidonium minus Offic. Chelidonia rotundifolia, *Baub.* Ung. Kis kerske-fü, Füge-levelü-fü, Galambbegy, Vajumogyoro, Golva-ronto-fü, Szüly-fü, Mezei-szüly-fü. Slav. Blysstok Babky.)

Es wächst an schattigen, ungebaueten, feuchten Orten; seine Wurzel macht viele rundliche Bollen, und der Stiel legt sich nieder. Die gelbe unten ebenfalls beschuppte Blume hat acht oder neun Blätter. Im Frühlinge ist die Wurzel ekelhaft, und zieht Blasen; das davon gebrannte Wasser schmeckt scharf, wie Senf. Die Blätter sind in Wein, Zucker oder Essig eingelegt, ein kühlender gesunder Salat. Die Blumen werden von den Bienen mit Nutzen aufgesucht. Die Blätter werden wider den Scorbut gebraucht. Das Pulver der abgetrockneten Blätter dient bey Wunden und alten Geschwüren.

§. 51.

4) Der Gisthahnenfuß. 5) Der Rübenhahnenfuß. 6) Blumenreicher Hahnenfuß. 7) Der brennende Hahnenfuß. 8) Der Ackerhahnenfuß. 9) Der illyrische Hahnenfuß.

4) Der Gifthahnenfuß, Geißblume, Waseräppich, Froschpfeffer. (Ranunculus sceleratus, *Linn.* Ranunculus palustris. *Baub. Lumnitzer* Flor. Poson.)

Auch diese Ranunkelart wächst an Teichen und Wassergraben; die Wurzel bestehet aus vielen, dünnen, weissen, senkrecht laufenden Zasern, die sich zu einer Stammscheide vereinigen. Der Stängel ist dick, grün, inwendig weiß, hohl, gegen die Wurzel schwammig, aufrecht steigend zwey Fuß hoch, und vieläſtig. Die Wurzelblätter stehen auf einigen Stielen, und theilen sich in drey Lappen, deren äußere wieder bis zur Hälfte gespalten sind, indessen daß der mittlere dreylappig ist. Alle ihre Ränder sind tief eingekerbt. Die untern Stammblätter haben ebenfalls ihre eigenen Stiele, und machen schmälere Lappen. Die obern Blätter

ter werden, wie an allem Pflanzenwerke, kleiner, haben weniger Einschnitte, und die letzten sind gar ohne Stiel, fingerartig, und in schmale lanzettenförmige Lappen zerschnitten. Die Blumen sind klein, blaßgelb; ihr Kelch ist zurückgeschlagen, und der Fuß der Blumenblätter hat sein gewöhnliches Grübchen, so ein kleiner Wulst umgibt. Die Samen stellen fast ein cylindrisches Köpfchen vor; sie haben ganz kurze Griffel, und springen auf, so bald man das Köpfchen berührt. Es ist diese Pflanze das einzige Sommergewächs in ihrem Geschlechte.

Man hat angemerkt, daß die Wurzel im May, wider die Gewohnheit der Giftpflanzen, unschädlich sey, da sonst alle Theile eine ausnehmend große Aetzkraft äußern, und der Saft die Haut aufnagt, es sey denn, daß man die Pflanze zwey Stunden lang in sechzehn Theilen Wasser kocht. Der Saft, Aufguß, die Blume, und vor andern die Staubwege, verursachen auf der Haut ein Jucken, Röthe und Blasen. Die Zunge und der Schlund wird rauh, wie verbrannt; es erfolgt auf der Stelle ein Speichelfluß. Schon wenn man die Pflanze zwischen den Fingern reibt, hantiert, im Mörser zerstoßt, und in Wasser kocht; so wird von ihren Giftausdünstungen Auge und Nase zu Thränen und Schleim gereizt. Vom Genusse selbst erfolgen Schlundschmerzen, grausame Schmerzen im Magen, Bangigkeit, Schluchzen, Schneiden im Gedärme, Augenverdrehungen, Zuckungen im Gesichte, ein gezwungenes sardonisches Lachen und der Tod. Man hält sie daher für die herba Sardoa des Dioscorides, die am Zwerchfelle denjenigen Krampf hervorbringt, der die Gesichtsmuskeln zu einem künstlichen Gelächter verzerrt (risus Sardonius). Die Bettler verursachen sich mit der gequetschten Pflanze an den Schenkeln Geschwüre, und in Frankreich läßt man da-

mit Blasen ziehen. Getrocknet wird die Pflanze von dem Vieh ohne Widerwillen und Schaden genossen.

Die Heilung erfordert eine ansehnliche Menge Oehl, Milch, Butter und laues Wasser, indem Essig, Zucker und Honig immer noch unwirksam bleiben.

5) Der Rübenhahnenfuß, knolliger Hahnenfuß, Drußwurz. (Ranunculus bulbosus, *Linn.* Ranunculus pratensis, *Bauh. Lumnitzer.* Fl. Poson.)

Dieser wächst an Wiesen und trockenen sonnigen Plätzen. Die Wurzel ist eine Art von Rübe oder Zwiebel. Der aufrechte zwey Fuß hohe Stängel ist inwendig hohl, und treibt viele Aeste. Die Wurzelblätter machen drey nochmahls zerschnittene Lappen, nur daß die Lappen an den Stammblättern länger und grösser sind. Die Blume hat sechzig Staubfäden, einen glatten, mattgelben Kelch, der sich Anfangs weit öffnet, nachgehends aber zurückschlägt. Die gelbe Krone prahlt mit einem starken Firnisse. Die Fußschuppe ist an jedem Blumenblatte gespalten.

Seine frischen Zwiebelchen, der Stängel, Blätter und Blumen übertreffen selbst den Gifthahnenfuß an Schärfe. Diese Theile ziehen, wie spanische Fliegen, Blasen, und können zu diesem Endzwecke mit mehrerer Sicherheit und weniger Schmerzen angewendet werden, da sie in kürzerer Zeit Blasen ziehen. Auch mit Hülfe dieses Hahnenfußes erbetteln sich die Landstreicher das Mitleiden der Vorübergehenden. Die Ausdünstung reizet Augen und Nase.

Ihre Blumen färben mit Alaun auf Wolle pomeranzengelb; wenn sie aber ganz kurz damit gekocht werden, citronengelb.

6) Blumenreicher Hahnenfuß. (Ranunculus polyanthemos, *Linn. Lumnitzer* Flor. Poson.)

Er wächst in Wäldern auf dem Grasboden. Die knollige runde Wurzel zerfasert sich in eine Menge von Zasern. Der Stängel ist astreich, etwas gefurcht, und trägt Blumen in Menge. Die Blätter zertheilen sich tief in drey Lappen, so ebenfalls bestielt sind, und die äußeren Lappen zertheilen sich zum zweyten Mahle in zwey spitze und sägeförmig ausgezähnte Stücke, und der Mittellappen zwey Mahl in drey Stücke, von wechselsweisen gröbern und feinern Zähnen. Der Blumenkelch ist haarig und weit geöffnet, und zuletzt umgebogen; die Krone gelb und glänzend.

Er ist scharf, und zieht auf der Haut Blasen. Doch die Menge von Blumen scheint das Gift der Pflanze zu verdünnen. Sie blühet das ganze Jahr hindurch.

7) Brennender Hahnenfuß, gemeiner Wiesenhahnenfuß, Schmirgeln, scharfer Hahnenfuß. (Ranunculus acris, *Linn.* Ranunculus pratensis, *Bauh. Lumnitzer.* Flor. Poson.

Er wächst häufig auf Wiesen und Weiden überall, und blüht im May und Junius. Seine Wurzel ist länglicht, und streicht der Quere nach unter der Erde. Der Stängel ist inwendig hohl, aufgerichtet, ziemlich hoch und astreich. Die Blätter sind langstielig, etwas haarig, fünflappig, mit Lappen, die sich wieder fadenförmig zerscheiteln, und haben oft einen rothbraunen Flecken, der vom Stiele an über einen Theil des Blattes läuft, und gegen die Blattspitze immer breiter wird. Die obern Blätter sind bloß dreylappig, und die obersten fadenförmig. Die Blumen sind gelb, gefirnißt, am Fuße herzförmig geschuppt, der Kelch geöffnet, glänzend, mit einem schwarzen Striche bezeichnet und zurückgebogen.

Die Schärfe ist wie des Rübenhahnenfußes, und

im Fruchtknoten noch wirksamer. Die Pflanze leistet äußerlich in der Gicht, Podagra, in dem einseitigen und wechselsweisen Kopfwehe die Dienste der spanischen Fliegen als Blasenmittel. Die Roßärzte legen sie im Rotze der Pferde denselben gequetscht vier und zwanzig Stunden lang hinter die Ohren. Einige ungarische Frauen legen denselben gequetscht auf den Carpum in Wechselfiebern, welches derjenige Theil der Hand ist, an welchem gemeiniglich der Puls gefühlt wird: es soll vortreffliche Dienste leisten, wie es selbst von Haen bestätiget hat. Und solche Curen sind desto angenehmer, je weniger man den Kranken mit vielem Einnehmen überlästig seyn darf.

8) Der Ackerhahnenfuß, Feldhahnenfuß. (Ranunculus arvensis, *Linn.*, Ranunculus echinatus, *Krampf. Lumnitzer.* Flor. Poson.)

Auf Brachäckern, im nassen Thonboden, und zwischen dem Getreide blüht derselbe im May und Julius. Der glatte liegende Stängel wird einen Fuß lang, ist blätterreich, und die Blätter sind blaßgrün, langstielig, dreylappig und weiter zertheilt. Die Blumen sind klein, und die Krone blaßgelb, die Schuppe des Honigbehälters herzförmig. Die Blume hinterläßt acht runde flache Samen, die an der Spitze und am Rande gestachelt sind. Die Wurzel und Samen sind unschädlich; aber Blumen und Blätter zernagen die Haut, Zunge und den Schlund, und bringen eben die Zufälle hervor, die ich bey den vorhergehenden Arten erzählt habe. Zwey Loth von dem aus dem Kraute gepreßten frischen Safte haben einen Hund, dem man drey Stunden lang nachher kein Wasser gab, nach häufigem Erbrechen, unmäßigem Stuhlgang und Krämpfen innerhalb drey Tagen getödtet, und nach seinem Tode fand man Schlund und

Magen ganz entzündet, angefressen und voll Brandbläschen.

9) Der illyrische Hahnenfuß. (Ranunculus illyricus, *Linn.* Ranunculus radice grumosa, *Clusius.* h. 1. p. 240. Ranunculus lanuginosus, *Tournefort. Lumnitzer.* Flor. Poson.)

Man findet ihn auf Weiden und an Hecken, ungebaueten Orten, und zwar von verschiedener Größe. Die Wurzel ist knollig, und die übrigen Theile ganz wollig. Der Stängel trägt viele Blumen mit blaßgelber Krone. Die Blätter entspringen immer zu drey aus einem Puncte des Stängels; sie haben einen ganz gleichen und glatten Rand, und beynahe die gleiche Breite, nur daß sie in der Mitte etwas breiter und an beyden Enden spitzig sind. Er hat in allen seinen Theilen mit dem Rübenhahnenfuße den gleichen Grad der Schärfe.

§. 52.

10) Der weisse Wasserhahnenfuß. 11) Der Alpenhahnenfuß. 12) Der grasartige Hahnenfuß. 13) Die Gartenranunkel. 14) Der Ahornhahnenfuß. 15) Der breynische Hahnenfuß. 16) Der Aepichhahnenfuß.

10) Der weisse Wasserhahnenfuß, Wasserfenchel, Wasserleberkraut. (Ranunculus aquatilis, *Linn. Lumnitzer.* Fl. Poson.)

Er bedeckt im May und Julius die Oberfläche der Teiche und anderer stehenden Gewässer oder Flüsse mit seinen weißen Blumen. Der lange Stängel schwebt im Wasser an einem Packe von Wurzelfasern, die das Kraut gleichsam vor Anker legen. Die Wasserblätter sind in viele parallele, lange, haarzarte Blättchen der-

gestalt zerrissen, daß der ganze Umfang des Blattes rund ist. Die aus dem Wasser hervorragenden Blumen sind weiß, in der Mitte gegen den Fruchtknoten gelb, und ihnen mangelt der Hahnenfußglanz. Die rundliche Frucht ist aus gerunzelten, eyrunden Samen zusammen gesetzt.

Die Schärfe der Blumen und des Krautes vor der Blüthezeit macht an der Haut Blasen, und unter die Nase gehalten, Zucken und heftiges Niesen; doch ist diese Schärfe nach der Verschiedenheit des Standortes von verschiedener Stärke.

11) Alpenhahnenfuß. (Ranunculus alpestris, *Linn.* Ranunculus alpinus humilis, folio subrotundo. *Seguier* Plant. Veronens. Veron. 1745. T. 12. f. 1.)

Er ist auf den karpathischen, Liptauer, Thurozer und Gömörer Gebirgen zu Hause. Die Wurzel ist ziemlich gerade, und gibt viele zarte und saftige Fasern von sich. Der Stängel ist ungefähr drey Zoll hoch, hat seiner ganzen Länge nach nur eins oder das andere schmale weiße Blättchen, und trägt höchstens eine oder zwey Blumen. Die Blätter sind glänzend, zirkelrund und glatt mit einer kleinen Buchte, und seicht in drey Lappen getheilt. Die Blumen haben einen blaßgrünen Kelch mit einem breiten weißen und glatten Stamme, und eine weiße Krone, deren Blättchen die Gestalt eines Herzens haben. Das Samenknöpfchen ist lang und rund, beynahe wie ein Ey.

Er hat eine sehr große Schärfe, und erregt auf der Haut Blasen, auch das davon gebrannte Wasser treibt mit Heftigkeit auf den Stuhlgang. Nach Herrn von Hallers Bericht gebrauchen ihn die Jäger auf den Alpen gegen den Schwindel.

12) Grasartiger Hahnenfuß. (Ranunculus gramineus, *Linn.* Ranunculus angustifolius bulbosus, *Bauh.*)

Die Wurzel bestehet aus Knollen oder ganzen Bündeln kleiner Wurzeln. Der Stängel wächst aufrecht und oft gegen zwey Schuhe hoch; er ist ganz rundlich, durchaus fest und zähe. Die Blätter sind gestreift und der Länge nach beynahe gleich breit, nur daß sie an beyden Enden spitzig zulaufen, beynahe wie Grasblätter; sie sind unzertheilt, lang, schmal und brüchig. Die obern sind kleiner als die untern, und diese sitzen gemeiniglich auf eigenen Stielen. Die Blumen haben eine gelbe Krone. Er findet sich auf den Gebirgen in den Thurozer, Zohler, Gömörer und Neograder Gespannschaften auf trockenen Wiesen.

In der Wurzel hat Bauhin eine noch grössere Schärfe als in der Blüthe wahrgenommen. Inzwischen ist gewiß, daß das Vieh, wenn es nicht durch den äußersten Hunger getrieben wird, diese schädliche Pflanze auf der Weide größten Theils stehen läßt; in der Krippe unter dem Heu aber frißt sie sie ohne Widerwillen und Schaden.

13) Die Gartenranunkel (Ranunculus Asiaticus, *Linn.*). Diese schöne rosenfarbige Blume stammt aus Asien her, und verändert unter den Händen der Gartencultur ihre Größe und Farbe bis ins Unendliche. Die Wurzel ist aus vielen kleinen Rüben zusammengesetzt. Ihre Stängel stehen aufrecht und sind etwas haarig, das Blätterwerk dick, von unten haarig, und die schöne Farbe der Blumenkrone bald weiß, bald weißgrün oder gelb, hochroth und von unendlicher Mannigfaltigkeit und Nuance des Colorits. Sie wäre in der That eine unserer schönsten Blumen, nicht einmahl die Rose ausgenommen, wofern sie den Wohlgeruch derselben hätte; allein ihre Blätter haben einen scharfen

Geschmack, ob man gleich weder in den Schriften der Aerzte noch der Gärtner lieset, daß diese schöne, einfache oder gefüllte Blume einigen Schaden angerichtet hätte, und vermuthlich hat sie die Pflege der Blumenfreunde in ihren unendlichen Generationen endlich völlig entgiftet.

14) Der große weiße Hahnenfuß mit Ahornblättern. (Ranunculus platanifolius, *Linn.*)

Diese schöne Pflanze findet man sehr selten auf unsern, doch auf den karpathischen Gebirgen, wo sie im Maymonathe blüht. Die Wurzel ist in Scheiben eingehüllt, der Stängel vier Fuß hoch, inwendig hohl, in Gestalt der Arme zu Aesten ausgestreckt, und da wo sie entspringen, mit drey schmalen Deckblättern besetzt. Die Blätter sind glatt, schön grün, geadert, der Kelch mattpurpurroth, die Krone schneeweiß, die Blättchen derselben rund, an ihrem Rande wie eine Säge gezackt, und an ihrem untern Ende mit einer Schuppe besetzt.

Seine Blätter haben einen scharfen Geschmack, der aber doch milder ist, als bey den übrigen Arten.

15) Der Breynische Hahnenfuß. (Ranunculus Breynius.) Aus seiner Wurzel steigen viele haarige Stängel drey Zoll hoch herauf. Jeder Stängel trägt nur eine Blume und ein einzelnes Blatt von der Figur einer ausgebreiteten Hand, so drey dünne Zähne hat, das übrige sind Wurzelblätter. Die große Blume ist giftig, gelb lackirt und der Kelch haarig.

16) Hahnenfuß mit Eppichblättern, Petersilienranunkel. (Ranunculus Sardous, *Cranz.*)

Er ist klein, wollig, von Petersilienblatte, hat eine

Menge weißer fadendünner Würzelchen, treibt sehr viele dicke Blätter, die dreylappig geschnitten und so wie der Stängel sehr haarig sind. Seine Blumen haben einen wolligen, gelblichen, umgeschlagenen Kelch und eine gelbe Krone. Seine Samen haben eine gerade nicht gebogene Spitze, sind breit gedrückt, und bilden ein rundes Köpfchen. Das Gift äußert sich in den Eyerstöcken und Samenblättern am stärksten.

Nach sicheren Versuchen ist das ganze Ranunkelgeschlecht, den pyrenäischen (pyrenaeo), den goldgelben (auricomo,) den kriechenden (repente), und den wolligen (lanuginoso), dessen gelbe Blumen am Fuße grüne Striche haben, ausgenommen, giftig; doch man hat von den prächtigen Farben der Gartenranunkeln keine traurigen Exempel.

§. 53.

Die Wolfsmilcharten. (Euphorbia Tythymalus. Ung. Eb-tej, Tejes-fü, Farkas-tej. Slav. Kolowratec, Wlcj-mleko.)

1) Die arabische Euphorbie. 2) Die kanarische Euphorbie. 3) Brechenerregende Euphorbie. 4) Gemeines Euphorbium. 5) Ostindisches Euphorbium.

Das ganze Geschlecht enthält einen weißen ätzenden Milchsaft, der Blasen auf der Haut zieht, und dessen sich die Bettler zu betrügerischen Geschwüren bedienen, der süßen und rauhen Wolfsmilch (Euphorbia dulcis et hirta) ausgenommen. Ihr Saft erregt äußerlich auf die Haut gebracht Geschwulst, Entzündung, Blasen auf das geschlossene Augenlied gelegt, Entzündung des Auges und Blindheit, und wenn es hinuntergeschlungen wird, Brennen und Entzündung der Kehle und des Magens, das erschrecklichste Erbrechen, die grausamsten Bauchflüsse, Blutstürze aus der Lunge und den Tod.

Bienen, die es wagen, den Honigsaft ihrer Blumen zu saugen, gehen öfters davon zu Grunde. Und wenn sie auch die Schafe ohne Schaden ihres eigenen Leibes fressen, so sind doch die aus ihrer Milch zubereiteten Käse ein Gift für den Menschen nach Targioni Tappetti. Ein Fehler, den man an dem ausnehmend beissenden Geschmacke der Käse und an einer gewissen gelblichen Feuchtigkeit, die sich inwendig in denselben sammelt, leicht erkennen kann. Der Essig ist das kräftigste Gegenmittel.

1) Die arabische Euphorbie (Euphorbia antiquorum *Blackwel*) ist eine zehn Fuß hohe Staude, von einem dreyeckigen an seinen Knoten gestachelten Stamme. Sie trägt weißlichröthliche oder grüngelbe Blumen. Die rothgelben, runden oder eckigen Körner derselben kommen in den Apotheken vor. Sie machen Blasen auf der Haut, und es schwillt der Kopf davon, wenn man es in Gestalt des Pulvers in die Nase zieht. Verschluckt erregt es Erbrechen, Magenbrennen, Durst, kalten Schweiß und Ohnmachten, die den Tod zur Folge haben. Der eingedickte Saft der arabischen oder auch afrikanischen Wolfsmilch wird aus den geritzten Aesten gesammelt, von der Sonne ausgetrocknet, und geht mit der Zeit von der weißen Milchfarbe in das Braune über. Die Herztheile desselben sind die eigentliche Ursache von seiner ätzenden Kraft. Schon zwey Gran davon in Pillen entzünden das Gedärm, und das Abreiben mit Mandeln mildert seine caustische Kraft nicht. Mit zerstoßenem Weinsteinöhle abgerieben empfehlen ihn einige gegen die Würmer.

2) Kanarische Wolfsmilch (Euphorbia Canariensis, *Linn.*), deren Stamm zwanzig Fuß hoch wächst, viereckig, blätterlos, warzig, mit etlichen Stacheln besetzt ist, und grüngelbe Blumen trägt.

3) Die brechenerregende Wolfsmilch (Euphorbia Ipecacuanhae). Der Stängel ist gabelästig, die Blätter ungezähnt, lanzettförmig, die Blumenstiele einblumig in den Winkeln der Aeste, den Blättern in der Länge gleich, der Stängel aufrecht. Sie wächst in Virginien und Kanada. Die Einwohner von Nordamerika brauchen sie als Brechmittel statt der gewöhnlichen Brechwurzel.

4) Gemeines Euphorbium (Euphorbia officinalis, *Linn.*). So lange es noch jung ist, ist es grün, glänzend und saftig, älter wird es holzig und weißlich. Der Stamm wird drey bis vier Schuh hoch, ist dick und so wie die Aeste ganz ohne Blätter. Er hat, so lange er jung ist, acht, zehn, auch zuweilen nur sechs Ecken, die entweder durch die ganze Länge des Stammes und der Aeste laufen, oder sich in der Mitte endigen oder daselbst erst anfangen; und an dieser Ecke sitzen in einiger Entfernung von einander steife, spitzige Dornen, die immer paarweise aus einem Puncte entspringen; etwas weiter nach oben und der ganzen Länge des Stammes nach entspringen ohne bestimmte Ordnung viele Aeste, die sich gerade in die Höhe richten, und sich wie der Stamm selbst mit einer stumpfen Spitze endigen. Seine Blumen sitzen nach dem Gipfel des Stammes und der Aeste zu an den Ecken zwischen den Dornen ganz platt auf. — Es ist in Arabien, Aethiopien und den heißern Gegenden von Afrika zu Hause.

5) Ostindisches Euphorbium, indianische staudenartige Wolfsmilch. (Euphorbia Tirucalli, *Linn.*) In Arabien und Ostindien wild. Sein Stamm wird bis zwanzig Schuhe hoch und bey alten Gewächsen holzig; er ist saftig, ohne Stacheln und beynahe ohne Blätter. Die Aeste haben mit dem Stamme die nähmliche Gestalt, eine glatte Oberfläche und eine dunkelgrüne Farbe; sie stehen

weit von dem Stamme ab, laufen unordentlich durch einander, und bilden an dem Stängel einen Bauch. — Sein milchweißer Saft hat eine brennende Schärfe, und die Araber glauben, nach Forskäls Bericht, er mache blind.

§. 54.

6) Die runde Wolfsmilch. 7) Die kleine Wolfsmilch. 8) Wassereuphorbie. 9) Die Wolfsmilch Sonnenwende.

6) Die runde Wolfsmilch, Teufelsmilch. (Euphorbia Peplus, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson. Peplis minor, *Baub.* Tithymalus, *Tour.* Slav. Okrauhly Klowratec.)

Ein überall und in den Wäldern häufig vorkommendes Gewächs, so im May blüht. Der liegende Stängel, der einen Fuß lang wird, treibt viele Aeste von sich. Die Blätter sind ein umgekehrtes Ey, und sitzen auf dem Stängel größten Theils ohne bestimmte Ordnung auf eigenen Stielen, und haben einen ganz glatten Rand; da wo die Blumenstiele entspringen, stehen sie zu dreyen um den Stängel herum, und zunächst an den Blumen zu zweyen und sind herzförmig. Die Blumen sitzen in Dolden beysammen; die große Dolde zertheilt sich in drey kleinere. Die Blätter der Blumenkrone tragen spitzige Hörnerchen. Wurzel und Samen haben eine starke Kraft den Stuhlgang zu treiben.

7) Die kleine Wolfsmilch, Steinmilch, kleine Euphorbie. (Euphorbia exigua, *Linn.* Tithymalus. s. Esula exigua, *Baub.* *Lumnitzer* Fl. Poson.)

Dieses Sommergewächs ist ein sehr gemeines Unkraut auf Weiden, Aeckern und Gärten, und blüht daselbst vom Brachmonath bis in den Herbstmonath. Sei-

ne Wurzel ist klein; der Stängel wächst sehr niedrig, und zertheilt sich in sehr viele Aeste. Seine untern Blätter sind klein und schmal, und sitzen ohne einen Stiel bald dünn und weit aus einander, bald gedrängt beysammen an den Aesten; drey, welche länger sind, und sich in eine schmale und steife Spitze endigen, stehen unmittelbar unter der Blumendolde, die die Gestalt eines Herzens haben, und immer zunächst unter den Blumen befinden. Ihre Blumen stellen eine Dolde vor, und die Blättchen, aus welchen ihre innere Bedeckung zusammengesetzt ist, stellen einen halben Mond mit sehr spitzigen Hörnern vor. Auch dieser treibt mit ungemeiner Heftigkeit auf den Stuhlgang.

8) Die Wasser-Wolfsmilch, Wasser-Euphorbie. (Euphorbia Parallias, *Linn.* Tithymalus marinus, *Baub. Lumnitzer* Fl. Poson.)

Sie wächst seltener, als die vorhergehenden Arten an Wässern, wo man sie im August in der Blüthe antrifft. Ihre Wurzel treibt mehrere Stängel, welche aufrecht und gegen zwey Schuh hoch wachsen, sich in wenige Aeste zertheilen, und fast ganz mit Blättern bedeckt sind. Diese liegen wie Fischschuppen eines auf dem andern; die untern sind schmal, meergrün, fest und glatt; sie endigen sich in eine feste und kurze Spitze, und stehen ohne eigene Stiele an dem Stängel; zunächst unter der Blumendolde stehen fünf andere eyförmige, an beyden Enden etwas zugespitzte Blättchen; jede Blume ist über dieß noch mit zwey herzförmigen Blättchen in der Gestalt einer Niere umzingelt. Ihre Blumen stehen in Dolden beysammen; die Blättchen der Blumendolde sind stumpf und rundlicht. Die Frucht ist glatt.

9) Die Wolfsmilch Sonnenwende, deren Stängel sich nach der Sonne wendet. (Euphorbia

helioscopia, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson. Slav. Kolowratec, Chwogka.)

Ein bekanntes Unkraut auf gebauetem Grunde an Wegen, Brachfeldern, und sonderlich an Hügeln und auf Bergen, so im May in der Blüthe steht. Stängel und Blätter sind glatt; die Blätter wechseln am Stängel und sind am Grunde schmal, oben aber breit, fast rund, am Rande sägeförmig. Der fünfstrahlige Schirm trägt fünf große Blätter als eine Schirmdecke. Die Blumen sind gelb und ungehörnet. — Kühe, Schweine und Schafe fressen dennoch diese scharfe, bittere Pflanze ohne Nachtheil; aber ihr Fleisch wird übelschmeckend davon, und den Schafen zieht sie in der That die Ruhr zu. Die Milch leidet ebenfalls davon. Der Nahme entstehet daher, daß sich der Stängel nach der Sonne wendet; dieses ist aber nichts besonders, sonderlich bey saftigen Gewächsen, deren Fasern gegen die Sonnenseite einschrumpfen, so wie alles Holz an der Sonne und heißen Winden eintrocknet.

§. 55.

10) Die warzige Wolfsmilch. 11) Die kleine braune Wolfsmilch. 12) Die Cypressenwolfsmilch. 13) Die Wolfsmilch mit den Mandelblättern.

10) Die warzige Wolfsmilch. (Euphorbia verrucosa, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson.)

Sie wächst auf den Bergen und in Wäldern, und blüht im May und Brachmonathe. Sie hält zwey Jahre lang aus, und hat mehrere dünne Wurzeln, die sich in eine eigene holzige, ziemlich lange, von außen schwarze und inwendig weiße Wurzel vereinigen. Diese Wurzel treibt mehrere dünne, zähe, zuweilen röthliche Stängel bis zwey Schuh hoch. Ihre Blätter sind ohne Stiele; an ihrem Rande haben sie Zähne wie eine Sä-

ge und sind eyförmig glatt. Die Dolde der Blumenkrone ist gelb, und die Blättchen derselben rund. Die Frucht ist ganz mit kleinen fast unmerklichen Stacheln und Kronen besetzt. Ihre Milch ist scharf.

11) Die kleine braune Wolfsmilch. (Euphorbia esula, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson.)

Diese wächst auf den Feldern einen Fuß hoch, und hat wechselnde, lange, schmale Fadenblätter, die herabhängen. Der Hauptschirm hat fünf eyförmige spitzige Blätter zum Schirmdache, und macht viele nochmahls getheilte Strahlen. Die braungelben Blumenblätter stellen eine mondförmige zweyhörnige Figur vor. Ihre brennende Wurzel entzündet die Haut, und selbst der Essig schwächt ihre Purgirkräfte nicht. Vom Genusse der Blätter wird die Ziegenmilch abführend, ungeachtet eine Raupe auf dem Kraute lebt (Sphinx Euphorbii). Ihre Samen äußern auf die Fische eine stark betäubende Kraft; sie treiben auch sehr stark auf den Stuhlgang.

12) Die Cypressenwolfsmilch. (Euphorbia cyparessias, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson.)

Sie wächst sehr häufig an Wegen, auf Feldern, Hügeln und andern trockenen Stellen, vornehmlich auf magern Weiden. Ihre Wurzel ist holzig, dick und zasrig, und treibt mehrere Stängel, welche einen Schuh hoch werden, und sich erst oben in Aeste zertheilen, und dicht mit Blättern bekleidet sind. Diese sind an den Aesten theils fäden- theils borstenförmig, an dem Stängel selbst aber etwas breiter. Ihre Blumendolden spalten sich wieder in mehrere kleinere, und ihre Krone spielt aus dem Gelben in das Grüne, deren Blättchen einen halben Mond mit zwey Hörnchen vorstellen.

Sie hat mit der kleinen Wolfsmilch die nähmlichen Kräfte den Stuhlgang zu treiben.

13) Die kleine Wolfsmilch mit den Mandelblättern. (Euphorbia amygdaloides, *Linn.* *Lumnitzer* Fl. Poson.)

Sie blüht im Maymonathe. Ihr Stängel ist holzig, und wird zwey Schuh hoch. Ihre Blätter sind stumpf, und gleichen den Mandelblättern sehr; diejenigen zwey, welche nächst unter der Blume stehen, sind beynahe zirkelrund, und von den Blumenstielen gleichsam durchbohrt. Ihre Blumendolden theilen sich in mehrere kleinere, die immer wieder entzwey gespalten sind. Der Kelch der Blumen spielt aus dem Grünen in ein etwas mattes Gelb, und die Krone aus dem Schwarzen in das Grüne.

Sie hat mit den vorhergehenden Arten in Samen und Wurzeln die nähmliche Schärfe.

§. 56.

14) Die Sumpfwolfsmilch. 15) Die Waldwolfsmilch. 16) Die breitblätterichte Wolfsmilch. 17) Die irländische Wolfsmilch. 18) Die französische Wolfsmilch. 19) Mauritanische Wolfsmilch. 20) Wolfsmilch mit Oleanderblättern. 21) Das Springkraut.

14) Die Sumpfwolfsmilch. (Euphorbia palustris, *Linn.* *Lumnitzer* Fl. Poson.)

Sie wächst an sumpfigen Stellen, und hält als eine Staude mehrere Jahre aus. Ihre Wurzel ist sehr dick, ihr Stängel sehr breit und in Aeste zertheilt, welche kleine Blumen tragen. Ihre Blätter sind oval und stumpf, oder mehr spitzig; sie haben an ihrem Rande scharfe Zähne wie eine Säge, und werden nach oben zu nach und nach kleiner; sie tragen in ihrem Winkel blätterichte Aeste und Blumendolden; unter den letzten stehen fünf oder mehrere Blätter ringsherum; die zwey Blätter, die zu-

nächst

nächst unter den Blumen stehen, sind mehr rund wie ein Ey. Ihre Blumendolden sind gemeiniglich in mehrere kleinere, und diese wieder meistens in drey entzweygespaltene Aeste getheilt. Ihre Blumenkrone ist gelb, und die Blättchen derselben stumpf. Ihre Frucht ist ganz mit Warzen besäet.

Sie ist scharf und ätzend, und treibt innerlich genommen sehr stark auf den Stuhlgang.

15) Die Waldwolfsmilch, Bergwolfsmilch. (Euphorbia sylvatica, *Linn.* Tithymalus sylvaticus, *Bauh. Lumnitzer* Fl. Poson.)

Man findet sie ziemlich häufig an Wegen und in Wäldern, wo sie im May blühet. Ihre Wurzel treibt viele Blätter, so eyförmig und eine wollige Unterfläche haben, sie kommen mit denen gänzlich überein, welche an dem Stängel sitzen. Aus dem Winkel eines jeden von den letztern entspringt ein Ast, der ungefähr drey Blumen an seinem Gipfel, und eine kleine und ungleiche Dolde trägt; ihre große Blumendolde steht an dem Gipfel des Stängels und hat einige nicht sehr merkliche Blätter unter sich; sie theilt sich in fünf kleinere, und diese sind wieder immer entzwey gespalten. Ihre Blumen haben fünfzehn Staubfäden, und unter sich zwey ziemlich spitzige Blätter, so herzförmig einander gerade gegenüber stehen, und unten so mit einander verwachsen sind, daß der Blattstiel mitten durchgehet. Die Blättchen ihrer Krone gleichen einem halben Monde mit spitzigen Hörnern. Ihre Frucht ist glatt, sie hat einen stinkenden Geruch, und dieser verstärkt den Argwohn, den schon die nahe Verwandtschaft mit Arten, deren giftige Natur entschieden ist, verursachet.

16) Die breitblättrichte Wolfsmilch, (Euphorbia platyphyllos. *Fuchsii* et *Bauh.* III. T. p. 670.)

Dieses Sommergewächs zeigt sich ziemlich häufig auf Aeckern und an Wegen. Es blühet im Brach- und Heumonath. Es hat einen widrigen Geruch, und eine holzige Wurzel; sein Stängel ist glatt, und wächst gerade, und treibt gemeiniglich viele Aeste. Seine zahlreichen und großen Blätter stehen abwechselnd zu beyden Seiten des Stängels und der Aeste, weit von denselbigen auf breiten Stielen; sie wird glatt und an ihrem Rande wie eine Säge gezackt, an beyden Enden scharf zugespitzt und in der Mitte etwas breiter. Da, wo die Blumenstiele entspringen, stehen sie zu fünf, und unter den Blumen zu zwey, so herzförmig und haben an ihren Rücken der Länge nach in der Mitte einen Strich von Haaren. Ihre Blumen sitzen theils auf langen Stielen, die alle aus den Winkeln der Blätter entspringen, und theilen sich wieder in drey kleinere Theile, theils stehen sie an dem Gipfel des Stängels und der Aeste in Dolden beysammen. Ihre Blumenkrone spielt aus der gelben in die grünliche Farbe, und die Blättchen derselben sind breit, unzertheilt und etwas rund. Ihre Frucht ist mit kleinen Stacheln besetzt, und enthält kleine, länglichte und blaue Samen.

17) Die irrländische Wolfsmilch. (Euphorbia Hiberna, *Linn.* Tithymalus Hibernicus, *Dillen.*)

Sie wächst auf den pyrenäischen Gebirgen, in Oesterreich, in Irrland und Siberien wild. Ihr Stengel ist ganz einfach und ohne Aeste. Ihre Blätter haben eine ziemliche Breite und einen ganz glatten Rand. Ihre Blumendolden sind in sechs kleinere getheilt und diese wieder entzwey gespalten. Ihre Samengehäuse sind dicht mit kleinen Warzen besetzt. Sie ist scharf und bewirkt sogar, wenn man sie nur in der Hand hält, den Stuhlgang.

18) Die französische Wolfsmilch. (Euphorbia Charalias, *Linn.*)

Sie wächst in Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland und Ungarn wild. Ihre Wurzel ist dick, holzig, und treibt viele Stängel. Ihre Blätter sind an beyden Enden spitzig und in der Mitte breiter, mit glattem Rande; sind grün, lederartig, da, wo die Blumenstiele ausgehen, sitzen ihrer mehrere; um den Stängel herum nächst unter den Blumen sitzen zwey, die von den Blumenstielen ganz durchstochen werden und entzwey gespalten sind. Ihre Blumen haben eine purpurrothe Krone, welche aus vier Blättchen bestehet, und die Eyerstöcke sind mit ganz feinen Haaren besetzt.

19) Mauritanische Wolfsmilch ohne Blätter. (Euphorbia Mauritanica, *Linn.*)

An der Küste von Afrika zu Hause. Ihr Stängel ist ohne Stacheln, wächst gerade bis vier Schuh in die Höhe und hält mehrere Jahre aus, er ist zart, schwach, saftig und hellgrün und hat nur an der Spitze einige länglichte, glatte und unzertheilte Blätter, die abwechselnd bald auf dieser bald auf der andern Seite stehen. Ihre Blumen stehen an dem Gipfel der Aeste in kleinen Trauben beysammen und haben eine gelblich-grüne Krone, welche aber bald abfällt. — Ihr Saft hat einen äußerst scharfen ätzenden Geschmack.

20) Wolfsmilch mit Oleanderblättern. (Euphorbia Nerifolia, *Linn.*)

Ihr Stängel ist stark, gerade, wächst bis sechs Schuh hoch, hat ungleiche Ecken, welche in einer schiefen Richtung mit Knoten besetzt sind und nach ihren Gipfel Aeste treibet, diese sind mit gekrümmten Dornen bewaffnet und haben länglichte, hellgrüne, glatte, unzertheilte, ziemlich breite und zugerundete Blätter, die den Blättern des Oleanders gleichen, worauf die Blu-

men folgen, welche fest an den Aesten aufsitzen und eine grünlicht weiße Krone haben. — Ihr Saft hat eine brennende Schärfe.

21) Springkraut, Springkörner, breitblättrichte Wolfsmilch. (Euphorbia lathyris, *Linn.* Lathyrus major, *Baub.* Cataputia minor Offic. Ung. Sár-fü. Slav. Skocec mensſj.)

Das Springkraut blüht im Junius, treibt einen vier Fuß hohen geraden saftigen Stängel, mit dichten Lanzetten-Blättern. Der Haupt-Schirm macht vier Blattstrahlen, die sich in zwey theilen: die kleine Blume ist gelblich und die Frucht wie eine grüne Kirsche, mit drey Samenkörnern versehen. Die Samenkörner dieser Milchpflanze erregen einen schneidenden Stuhlgang, Krampf und Entzündung. Vom Safte dieses Geschlechts vergehen die Hühneraugen und man kann damit Blasen ziehen. Die Milch derselben färbt rosenroth, es beitzt das wilde Fleisch an bösartigen Wunden weg und dient zur Reinigung der Geschwüre der Pferde.

§. 57.

Die Giftpflanzen mit einfacher Blumendecke.

Das Aronsgeschlecht.

1) Schlangenkraut. 2) Aronskraut. 3) Virginisches. 4) Aronsbaum. 5) Aronswurz.

Die Wurzel des Geschlechts ist fleischig, saftig, mehlig, groß, und die Blume ist eine sehr große, am Boden bauchige, wie eine Mönchskappe gebildete, an der Spitze übergeneigte, inwendig gefärbte Blumenscheide, mit einem kurzen keulförmigen farbigen Kolben, der auf Eyerstöcken ruht.

1) Das Schlangenkraut, kleine Schlangenwurz, (Arum dracunculus, *Linn.*) Seine Wur-

zel ist groß, von außen gelb, inwendig schneeweiß und setzet Seitenknollen an. Der aufrechte Stängel wird einen Fuß hoch, einen Zoll dick, und ist seiner ganzen Länge nach wie eine Schlange gefleckt. Die Blätter glänzen und die Blume sitzt auf einem dünnen Stiele und stinkt. Die Scheide ist grasgrün, inwendig purpurroth und ist länger als der Kolben mit seinen Befruchtungstheilen. Der Kolben ist groß und schwarzroth und die künftige Beere röthlich, saftvoll, scharfschmeckend und mit rundlichen Samen angefüllt. Die Wurzel hat einen brennenden Saft. Man hat noch eine amerikanische, ägyptische Aronswurz. (Arum colocasia.)

2) Aronskraut, gemeine Aronswurz, Zehrwurz, Aron, klein Schlangenkraut, deutscher Ingwer, Eselsohr. (Arum maculatum, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson. Ung. Borju lab-fü, Süly-fü, Aron-szakala, Németgyömbér. Slav. Aron, Aronowa brada.)

Sein Standort sind Wälder von feuchtem schattigem Grunde, wo diese Pflanze im May und Junius blüht. Aus der knolligen, fleischigen, mehligen, klebrigen Wurzel voller Zasern wächst ein spannlanger oder fußhoher einfacher Stängel herauf, an dessen Fuße oder aus der Wurzel spießförmige, große, glänzende Blätter auf langen Stielen stehen, die bisweilen mit schwarzrothen, oder auch weißen Flecken bezeichnet, oder ungefleckt sind, oder dergleichen Adern an sich tragen. Die Blumenscheide ist groß, aufgetrieben, weißgrünlich, aufrecht gerade, inwendig bleichgrün oder weißlich und endiget sich in der Gestalt eines Ohres in eine scharfe Spitze. Die Säule der Befruchtungstheile sieht wie eine blutrothe oder purpurfarbene Keule aus und die reifen Beeren werden scharlachroth, enthalten einen

Saft von eben dieser Farbe und haben ein oder zwey mit einer Netzhaut überzogene Samenkörner. Am Fuße der keulenförmigen Säule befinden sich die Eyerstöcke. Da hier Kelch und Staubfäden fehlen, so ersetzt die Reihe von Honigdrüsen an der Säule und von viereckigen Staubfäden den Mangel. Ueberhaupt ist der Bau der Pflanze in Absicht auf die Befruchtungstheile für den Botanisten sehr problematisch.

Die ganze Pflanze ist scharf und das Blätterwerk noch schärfer als die Wurzel, welche bloß zur Blühzeit gelinder wirkt und vor dem Blättertreiben und nach dem Abblättern im Herbste ein dauerhaftes Brennen im Schlunde hinterläßt. Vom Wasser- oder Weinaufgusse auf frische Blätter erfolgt ein tödtlicher Magenkrampf. Das Abtrocknen mildert ihre Schärfe. Der milchige Saft der frischen Wurzel und Blätter färbt den Veilchensaft grün, woraus man auf ein Laugensalz schließen könnte, wenigstens ist hier der Essig von gutem Nutzen. Die mit Wein oder Essig abgekochten und eingetunkten Wurzeln und Blätter leisten nach den neueren Versuchen vortreffliche Dienste den Magen zu stärken ohne ihn zu erhitzen, verdickte Säfte aufzulösen, den Brustauswurf zu befördern und in der Bleichsucht, Schwermuth, Hypochondrie, Gicht und äußerlich in bösartigen Geschwüren. In England mischt man unter die Wurzel etwas gemeine Seife zum Waschen. Die Beeren färben und schmieren roth. Die in Aronsblätter gewickelten Käse werden nicht von den Maden angegriffen und die Bären suchen die Pflanze auf.

3) Die virginische Zehrwurz (Arum virginicum, *Linn.*) hat eine armdicke Wurzel und herzförmige Blätter. Die Amerikaner machen sie wohlschmeckend, wenn sie die Wurzel in einer Grube mit Erde bedecken und darüber ein helles Feuer anmachen.

4) Der Aronsbaum. (Arum arborescens, *Linn.*) Sein Stamm wird sieben Fuß hoch und ist nach Gelenken abgetheilt. Die Blätter sehen am Stammgipfel wie Pfeile aus und bringen eine lange, blaßgrüne und weißgefleckte Blumenscheide hervor, welche sich mit der Zeit niedersenkt.

5) Die Aronswurz mit Blumen ohne Blättern (Arum seguinum, *Linn.*) hat Blätter wie die Canna indica, und wächst in Amerika.

Ohne Zweifel verdienen noch mehrere Arten dieses Geschlechts hier eine Stelle; da ich aber keine Erfahrungen vor mir habe, welche mich davon ganz gewiß versichern könnten, so habe ich sie indessen mit Vorsatz ausgelassen.

§. 58.

Der Wasserpfeffer, scharfes Flöhkraut, brennendes Pferfichkraut, Mückenkraut, Pfauenspiegel, Flöhpfeffer, (Polygonum hydropiper, Linn. Lumnitzer Fl. Poson. Persicaria Offic. Slav. Potocny pepr.)

Die Pflanze wächst an feuchten Oertern, Wassergräben und blüht im August und September. Der knotige Stängel wird zwey Fuß hoch und trägt große lanzettenförmige, glatte, gewechselte Blätter auf langen Stielen, ohne Flecken. Die kleinen häufigen purpurrothen Blümchen setzen am Astgipfel dünne Aehren an. Ihre Krone ist weiß oder röthlich. Jedes Blümchen hinterläßt ein glänzendes flaches dreyseitiges Samenkorn. Am Stängel und den Aesten erscheint noch eine kurze, breite, weißliche oder röthliche Scheide.

Das Kraut besitzt eine beißende Schärfe, ungeachtet der daraus gepreßte Saft nur wenig sauer schmeckt. Der Aufguß oder das davon abgekochte Wasser treibt

mit Gewalt den Harn in der Wassersucht, im Steine, in Verstopfungen der Eingeweide. Aeußerlich dient das Wasser in alten harträndigen Geschwüren und gegen das faule Fleisch, so wie in Klystieren gegen den Stuhlgang. Das Kraut mit Salz gestampft zertheilt Quetschungen und reinigt Wunden und Geschwüre an Menschen und Pferden. Das Kraut dient auch zur gelben Farbe.

Lobelie (Lobelia, *Linn.*) Der Kelch ist fünfspaltig. Die Blumenkrone einblättrig, unregelmäßig, die Staubbeutel zusammenhängend, die Kapsel unterhalb befindlich, zwey oder dreyjährig. Alle Arten der ganzen Gattung enthalten einen scharfen brennenden Saft, mehrere von ihnen, besonders die eine ausdauernde Wurzel oder strauchartigen Stamm haben, enthalten einen beißenden Milchsaft und verschiedene sind tödtliche Gifte.

1) Die giftige Lobelia Tupa *Linn.* wächst in Peru. Sie hat eine rübenartige Wurzel und ist unstreitig die giftigste in der ganzen Gattung. Die Wurzel und der Stängel ist für Menschen und Thiere tödtlich. Die Blätter sind lanzenförmig, ungezähmt, die Blumen in einer einfachen Traube. Der Saft der Pflanze, wenn er in das Auge kömmt, macht blind und wie der Pater *Feuillie* versichert, soll der bloße Geruch der Pflanze schon Brechen erregen.

2) Die langblüthige Lobelie (Lobelia longiflora, *Linn.*) wächst in Westindien an Bächen. Die Blätter sind lanzenförmig, gezähnt, die Blumenstiele sehr kurz in den Blattwinkeln stehend, die Röhre der Blumenkrone sehr lang und fadenförmig. Die ganze Pflanze ist sehr giftig, der Saft entzündet die Haut. Pferde, die das Kraut genossen haben, sterben davon. In unsern Treibhäusern findet sich diese giftige Pflanze nicht selten, die wegen ihrer langen Blume sehr gefällt.

3) Die Cardinalslobelie (Lobelia Cardinalis, *Linn.*) wächst in Virginien, Carolina, Florida. Der Stängel ist aufrecht, die Blätter breit, lanzenförmig, gesägt, die Blumentraube lang, einseitig und ob sie gleich nicht ohne giftige Eigenschaft ist, so gefällt doch ihre scharlachrothe Blume sehr.

4) Die Wasserlobelie (Lobelia Dortmanna, *Linn.*) wächst in Lappland, Dännemark, Norwegen und überhaupt in den nördlichsten Sümpfen von Europa. Die Pflanze ist wegen ihrer hohlen der Länge nach mit einer Scheidewand versehenen Blätter äußerst merkwürdig und die einzige bekannte Pflanze mit solchen Blättern. Die Blätter sind linienförmig, ungezähnt, zweyfächrig, die Blumen auf einem fast nackten Schaft in einer einfachen Traube. Sie ist scharf, giftig und enthält einen Milchsaft.

5) Die gemeine Lobelie (Lobelia simphilitica, *Linn.*) wächst im nördlichen Amerika. Der Stängel ist aufrecht, die Blätter ey- und lanzettförmig, kaum gesägt, die Buchten der Kelcheinschnitte zurückgebogen. Ihre scharfe Wurzel wird dort gegen die Lustseuche häufig gebraucht.

§. 59.

1) Die arabische Winde. 2) Die Brechnußarten, als der amerikanische Brechnußbaum, die französische Purgirnuß, die Cassara Manihot, gemeiner Wunderbaum, Purgirholzbaum.

1) Die viereckige arabische Winde (Sælanthus quadragonus) hat einen vierseitigen Stängel und fadendünne Gabeln. Die verblühten Blumendolden setzen Beeren an. In Arabien hält man sie für giftig und sie äußert auf der Hand und Zunge eine brennende Schärfe, wenn sie unmittelbar davon berührt werden.

2) Die arabische Winde mit eßbaren Beeren, und drüsenhaften Kelche, (Saelanthus glandulosus) ungeachtet die Wurzel scharf schmeckt.

Die Brechnußarten.

1) Der amerikanische Brechnußbaum, schwarze Purgirnußbaum, Purgirnuß. (Jatropha curcas, *Linn.*) Der Stamm dieses Baumes erreicht eine Höhe von vierzehn Fuß. Seine Blätter sind herzförmig und scharf zugespitzt. Die gras grünen Blumen machen Dolden oder Regenschirme. Die Samen sind glatt, schwarz, sie enthalten einen fetten, öhligen Kern, der ekelhaft süß schmeckt, schneidend purgirt, und den Magen entzündet. Die ganze Schärfe steckt bloß in den zwey Häuten, wodurch der Nußkern durchschnitten wird. An sich selbst kann man den Kern ohne allen Nachtheil verzehren. Die ganze Pflanze, so wie überhaupt alle Arten der Gattung, ist giftig. Sonst waren sie auch unter dem Nahmen Semen Phicini majoris oder Ficus infernalis officinel.

2) Die französische Purgirnuß. (Jatropha multifida, *Linn.* Manihot, *Dillen.*) Der dicke Stamm dieses Purgirnußbaums wird zehn Fuß hoch. Seine Aeste sehen grau aus, und die Blätter bestehen aus neun bis zehn Lappen. Sie sind von obenher glatt, von unten gleichsam bestäubt. Die Blumendolden machen eine zinnoberrothe Krone. Aus den geritzten Blättern fließt ein scharfer, bitterer Saft heraus.

3) Die Kassara, Manihot. (Jatropha Manihot, *Linn.*) Amerikanisches Giftbrod. Die Hauptwurzel wird etwa anderhalb Fuß lang, und drey Zoll dick, von aussen röthlich oder grau, inwendig weiß, dem Wesen nach mehlig, und mit einem milchigen Safte angefeuchtet. Jeder Theil der Wurzel wirkt auf den Magen als ein tödliches Gift, wenn sie roh ist, und dennoch

macht diese Wurzel einen großen Theil der Nahrungsmittel für die Amerikaner von allerley Ständen aus. Die strauchige Pflanze treibt sieben Fuß lange Zweige von grauer, rother oder blauer Farbe, nach der Verschiedenheit ihres Alters. Die handförmigen Blätter machen sieben Lanzettenlappen aus. Die Zweigspitze trägt Blumenbüsche mit einer Blattglocke ohne Kelch, und die Blumen sind weißlich. Roh macht die Wurzel schnelle Krämpfe, schwillt den Unterleib, und es erfolgt ein plötzliches Schlaffwerden in allen Lebensbewegungen darauf. Thiere, die davon essen, sterben; man kann aber doch das Fleisch dieser umgebrachten Thiere ohne Schaden genießen. Das beste Gegengift ist das Brechmittel, ein Alkali und der Pfeffer. Die mit dem ganzen Strauche ausgehobene Wurzel wird anfangs beschält, hierauf auf großen Steinen oder kupfernen Reibeisen zu Mehl gerieben, welches die Farbe der Sägespähne von einem weißen Holze hat, in einer Presse ausgedrückt, und der wässerige Theil in besondern Gefässen aufbewahrt. Nun formt man von der gepreßten Mehlmasse Kuchen, einer Linie dick, welche man auf Eisenblechen über einem gelinden Feuer so lange bäckt, bis sie braungahr werden. Die Bleche stehen über der Glut auf einem Dreyfuße, und man fährt mit einem glatten Holze über den Brey, damit er sich zu einer Masse senke, und nur ein Achttheil Dicke behalte. Das fertige Brot legt man einige Stunden in die Sonne, damit es nicht schimmele. Dieses Giftbrot ist leicht zu verdauen, sehr nahrhaft, aber eben nicht wohlschmeckend. Das geröstete und umgeführte Mehl erhält sich, dann und wann an die Sonne gesetzt, einige Jahre gut. Der Abgang wird durch die Gährung mit den Batatten und Syrup zu einem festlichen berauschenden Getränke bereitet. Selbst der Giftsaft der Wurzel wird mit Pfeffer an Fleischbrühen gekocht.

4) Der gemeine Wunderbaum. (Ricinus communis, *Linn.* Cataputia major. Offic. Ung. Sár-fü, Nagy Sár-fü, Sár-füz, Tsuda-fa, Tsuda-fü, Otojjú-fü, Kristus tenyere, Kerti berseny, Török mag. Slav. Skoeec wetssj.)

Er geht in Ungarn in Zeit von einem Jahre auf. Sein Stängel ist glatt, grün oder roth. Die Blätter sind groß, glänzend, grün, und strecken sich wie Finger aus. Seine Blumen haben keine Krone: einige von ihnen, nähmlich die männlichen Blumen, haben eine einblätterige fünftheilige Blumendecke, die nebst den häufigen, ästigen Staubfäden gelb sind; die weiblichen haben eine dreytheilige Blumendecke, die violetfarb ist, und einen Fruchtknoten mit drey borstigen Griffeln, und gespaltenen Narben von hellrother Farbe. Die gestachelte Samenkapsel enthält drey eyrunde Samen.

Dieser Same ist zwar vormahls häufig, in der Absicht auf den Stuhlgang zu treiben, von den Aerzten gebraucht worden; allein er wirkt äusserst heftig, erregt die grausamsten Bauchflüsse, das hartnäckigste Erbrechen, und in dem Magen und Gedärmen Entzündungen, welche leicht in einen tödtlichen Brand übergehen, ungeachtet man sein ausgepreßtes Oehl in Amerika in Lampen gebraucht.

5) Der molukische Purgirbaum, Purgirkörner, (Croton tiglium, *Linn.*) Der eyförmige Samen ist an sich kleiner, als eine Haselnuß, glatt und schwarzgrau. Holz und Samen purgiren heftig, und hinterlassen eine Magenentzündung. Die Samen waren vormahls unter dem Nahmen Grana Figlii, oder kleine Purgirkörner officinel. Sie wirken unsicher und werden nur noch leider von den Markschreyern gebraucht.

§. 60.

Von den Giftstauden und Giftbäumen.

1) Der Kellerhals. 2) Der immergrüne Kellerhals. 3) Der Schweizerkellerhals. 4) Der irrländische Kellerhals.

1) Der Kellerhals, Kellerkraut, Seidelbast, Läusekraut, Lorberkraut, Bergpfeffer, falscher Pfefferstrauch, deutsche Pfefferstaude, Pfefferbeere. (Daphne mezereum, *Linn.* *Lumnitzer* Fl. Poson. Laureola. *Bauh.* Thymelaea *Tour.* Coccognidum. Ung. Gyalogolaj-fa, Farkas-bárs. Slav. Wlcj Lyko Wetssj.)

Dieser Strauch ist den Wäldern kalter Gegenden, und den Bergen gemein; er blüht im März, und bisweilen schon im Schnee des Februars, und man erzieht ihn wegen seinen wohlriechenden Blumen auch in Gärten. Der Stängel treibt dichte Aeste, die mit einer glänzenden, grauen und zähen Rinde überzogen sind. Die Blätter sind zart, glänzend, glatt, saatgrün, lanzettenförmig, und tragen eine erhabene Mittelader. Die Blätter sprossen erst nach verwelkter Blüthe in den ersten Frühlingstagen hervor. Die Blumen sind Pfersichblühfarbe, und schön von Ansehen, sitzen ohne Stielen an den Strauchästen in einer langen gedrungenen Reihe, gewöhnlich drey und drey beysammen. Der untere Theil der Krone ist haarig, und sie selbst zähe und feste. Der Kelch mangelt. Die trichterförmige Blume theilt sich an ihrer Mündung in vier eyförmige, geöffnete Blätter. Vier Staubfäden sind kurz, und vier länger. Die aufgerichteten Staubsäcke sind zweyfächrig, und die grünen Beeren von der Größe der Erbsen werden im August reif und scharlachroth; sie sind einfächrig, rund,

und verschliessen ein rundlich und fleischiges Samenkörnchen.

Die Beeren erregen, so wie die übrigen Theile der Pflanze, Blasen auf der Haut, ein starkes Brennen im Schlunde, einen unauslöschlichen Durst, anhaltende Leibesschmerzen, hitzige Fieber, und ziehen den Tod nach sich. Das Rindvieh leidet davon eine blutige Ruhr, und Wölfe und Hunde sterben davon. Selbst die Bienen fliehen die Blumen. Die Giftsbeeren dienen dem Mahler zur Farbe. Die russischen Frauenspersonen schminken oder entzünden vielmehr damit ihre verblühte Wangen. Das vom Kraute abgekochte Wasser ist dienlich, krebsartige Geschwüre rein zu waschen. Die Norweger legen die Rinde in der Gicht auf die schmerzhaften Stellen. Diese Rinde ist seit wenigen Jahren in die Arzneykunst anstatt den blasenziehenden Pflastern ꝛc. eingeführt worden, wird aber wieder von den meisten Theils wegen vieler Unbequemlichkeit, Theils wegen ihrer grausamen Art zu wirken verworfen.

2) Der immergrüne Kellerhals. (Daphne Laureola, *Linn.* Laureola sempervirens, *Bauh.* Thymelaea, *Tour.* Ung. Tarkas-bárs, Gyürü-fü. Slav. Wlei pepr menssj.

Dieser wächst auch in den Wäldern und den Bergen, ist sehr dauerhaft gegen die Kälte, und blüht im März. Seine Zweige haben eine graue, glänzende, und sehr zähe Rinde. Seine festen, dicken Blätter stehen ohne deutliche Stiele rund um die Zweige herum; sie sind länglicht und glänzend, auf ihrer Oberfläche dunkelgrün, auf der untern aber matter und fallen nie ab. Seine Blumen zeigen sich meistens im Hornung büschelweiß, zwey bis fünf Stück neben einander, zwischen den Blättern auf sehr kurzen grünen Stielen. Die Blumenkrone ist grüngelb, einblättrig, trichterförmig, von

vierspaltiger Mündung, und die einfache, kleine, spitzrunde Beere erst grün, und nach der Reifung schwarz. Der einzige Samen hat die Figur von einer Keule.

Diese Staude hat mit der vorigen nicht nur viele Aehnlichkeit, sondern auch die giftige Beschaffenheit gemein, und in allen ihren Theilen mit dem gemeinen die nähmliche Schärfe.

3) Der Schweizerische Kellerhals. (Daphne Cneorum, *Linn.* Thymelaea. *Clus.* Hist. 89.)

Man findet ihn auf den Gebirgen und in andern Gegenden Ungarns wachsen. Er wird kaum einen halben Schuh hoch, theilt sich aber doch in mehrere Aeste. Die Blätter stehen gedrängt an dem Gipfel der Aeste beysammen, sie sind glatt, länglicht, in der Mitte breiter, als an beyden Enden, und laufen in eine Spitze aus. Seine Blumen sitzen in den Winkeln der obersten Blätter in eine Art von Dolden beysammen, und haben spitzige Nebenblättchen unter sich. Ihr Geruch ist stark und angenehm. Die Krone ist purpurroth und hat eine lange Röhre. Die Staubfäden stehen in zwey Reihen untereinander. Seine Blätter sind scharf.

4) Der irrländische Kellerhals. (Daphne gnidium, *Linn.*)

Sein Stängel kriecht auf der Erde. Die Blätter sind glatt und fast so breit als lang. Die wohlriechenden Blumen erscheinen zwey Mahl im Jahre, ihre Doldenspitze ist roth. Die Beeren sind erst grün, dann roth, und vertrocknet schwarz; in ihnen zeigt sich die Schärfe vorzüglich, indem sie heftig und schneidend abführen.

5) Der Zeiland. (Cneorum tricocum, *Linn.*)

Ein spanischer Strauch im Sandfelde. Er wird drittthalb Fuß hoch, und treibt viel Laub und Aeste. Seine Blätter fallen niemahls ab, und er blüht im May. Die

Krone ist blaßgelb und dreyblättrig. Jede Blume verwelkt zu einer dreyköpfigen Beere. Seine Schärfe stimmt mit den andern Kellerhälsen überein.

Der Giftbaum, (Amyxis toxifera, *Linn.*) mit geflügelten Blättern und purpurrother Birnfrucht. Es ist ein kleiner Baum, den Karolina hervorbringt. Seine Blätter sind oft sieben bis acht Ellen lang, und bestehen aus mehrern kleinen Blättern, welche einen gemeinschaftlichen Stiel haben. Die Blumen hängen an Traubenkämmen, und haben acht Staubfäden. Die Krone besteht aus vier länglichten Blumenblättern. Die Birnen haben ein angenehmes Roth zur Farbe; in ihrem Fleische steckt ein langer harter Stein, und die Vögel suchen die Birn mit Vergnügen auf, da sie die Menschen preisgeben. Der aufgeschlitzte Stamm tröpfelt eine schwarze Gifttinte aus.

§. 61.

Die Arten des Sumachs, (rhus.)

Alle Arten des Sumachs, (rhus.) sind giftig. Ihre Blumen sind weißgrünliche Sträußer, die Krone fünfblättrig, der Samen eine Beere, das Gewächse nordamerikanisch, der Saft milchweiß oder gelbbraun, stinkend, und er färbt die Leinwand dauerhaft schwarz, wie die Schreibetinte das Papier. Schon die Ausdünstung dieser Giftbäume in einer Stube, oder vor dem Winde, oder der Geruch macht, daß das Gesicht aufschwillt, der Leib mit Bläschen beschlägt, die sich erst abschälen müssen, die Augen verschwellen, und der Rauch des brennenden Holzes bewirkt eben dasselbe. Von der Berührung des Saftes wird die Hand so hart, als ein zugerichtetes Leder. Hingegen empfinden manche Leute, indem sie das Holz handthieren, oder den Saft angreifen, ganz und gar nichts; da sich andere dem Baume kaum

nä-

nähern dürfen, wenn sie schwitzen, um zu schwellen. Zu diesem Geschlechte gehören:

1. Der Firnißbaum, Giftäsche, (Rhus veruix, *Linn.* Toxicodendron, *Dillen.*) mit Flügelblättern und langrautiger Frucht. Dieser Baum wird gegen zwanzig Fuß hoch. Sein Holz ist sehr weich, das Blätterwerk glatt, hellgrün, und es besteht oft ein Blatt aus drey und zwanzig kleinen Blättern; sie sind ohne Zähne, und werden im Herbste roth. Die Ausflüsse dieses Baumes sind heftig.

2. Der wurzelnde Sumach, dessen Zweiggelenke Wurzeln schlagen (Rhus radicans, *Linn.* Toxicodendron tryphyllon glabrum des du Hamels). Dieses Gesträuch wird kaum eine halbe Elle hoch. Die jungen Sträucher wurzeln mit ihren Zweigen leicht und willig an der Erde an, und die alten werden mittelst der röthlichen Fäden, so zwischen den Blättern heraussprossen, eben so zu Wurzeln, die sich gegen die Erde hinabsenken. Die Blätter dieser Giftstaude sind glatt, dunkelgrün, und bestehen aus drey kleinen ovalen Blättchen. Die Beeren sind trocken, glatt, gestreift, hellgrün und der Same flach. Das Gift dieses Strauchgewächses wirkt gelinder als der Saft dieses Firnißbaumes.

3. Aeschenblätteriger Giftbaum (Rhus toxicodendron, *Linn*). Er wächst fünf Fuß hoch, und kommt mit dem wurzelnden Sumach überein, ob er gleich baumförmig herauf wächst. Die Blätter sind langstielig, und der Stiel ist grünröthlich. Die kleinen Blätter haben das Ansehen von Eichenblätter, und drey Buchte oder Ausschnitte. Man gab einem Hunde und Hahne den Saft mit Fleisch von der Wurzel ein, und man spritzte ihn sogar in die Schenkelblutadern ein, ohne daß es ihnen geschadet hätte.

4. Der blindmachende Baum (Excoecaria

agallocha, *Linn*). Er wächst in Amboina auf den Uferfelsen. Die Blumen stecken in einem nackten Kätzchen. Der Baumsaft ist Milch, und diese verspritzt sich weit umher, wenn man Hiebe in den Stamm thut. Was seine Tropfen berühren, schmerzt, vornehmlich aber entzünden sich und erblinden die Augen. Man sagt, das wohlriechende, nervenstärkende, gewürzhafte Aloeholz (Aderholz, Paradiesholz) sey von diesem Baume. Es ist bräunlich, schwarz und schwer, und wird, so wie von den alten Götzenpriestern, zum Räuchern und kostbaren Gefäßen in Siam gebraucht. Man sandte davon Ludwig dem Vierzehnten ein Waschbecken mit der Gießkanne. Das Kernholz hat mit dem Golde einerley Werth. Sonst mengt man das Aloeholz mit unter die confectio alkermes, da es als Rauch und der Substanz nach das Nervensystem stärkt.

5. Der Gummiguttabaum, (Cambogia gutta, *Linn.*) wächst in Ostindien zu einer ziemlichen Dicke und Höhe. Seine Krone ist vierblätterig, röthlich, und die Frucht ein großer gelber Apfel, der achteckig und inwendig in acht Fächer abgetheilt ist, ein schwammiges Mark hat, und blauliche, nierenförmige Kerne enthält. Aus den Ritzen des Stammes fließt das gelbe Gummiharz, Gummigutta genannt, welches der Mahler zu den Saftfarben anwendet. Es schmeckt nach Harz mit einer hinterlassenen Schärfe, welche hinabgeschluckt ein heftiges Erbrechen und schneidende Bauchflüße, Darmentzündung, Ohnmachten und bisweilen einen langsamen Tod nach sich zieht, wenn gleich der Arzt die Gegenmittel nicht vernachlässigt hat. Ein Barbier gab einem Manne ein Quentchen Gummigutta ein; dieser erbrach sich heftig, purgirte stark, verfiel in Ohnmachten, führte bey aller Cur ein sieches Leben, und starb bald darauf. Die Blume ist gelbröthlich, die Stammblätter spitzig,

ungezähnt, und der Kern ein blauschwarzes, langgezogenes Ey von Figur. Zeylon, China u. s. w. liefern diese Gummiharze in Menge.

6. Der Anakardienbaum, westindische Elephantenlaus, Nierenbaum, Akajounuß, (Ancardium occidentale, *Linn*). Ein Gewächs, so das einzige seiner Art ist, und in beyden Indien wächst, selten über zwanzig Fuß hoch wird, und glatte Birnbaumblätter, mit kleinen weißen Blumen von fünf umgebogenen, scharfen, spitzigen Kelchblättern trägt. Die Frucht ist groß, glatt, glänzend, gelb und pupurroth, von der Größe einer Limonie und von weißem Fleische. Die Spitze der Frucht, so ihr dickes Ende ist, wird von einer aschfarbenen, harten, nierenförmigen Nuß, von schwammigem Marke und Nierengestalt, so einen Aetzsaft enthält, unterstützt. Mit dem ausgepreßten Nußöhle vertreibt man Warzen und Hühneraugen, und die Baumwurzel purgirt. Von dem sauern, scharfen Safte der Frucht macht man den Punsch in Amerika säuerlich. Die Schale der Akajounuß ist sehr hart, der Kern süß und von angenehmem Geschmacke; aber die Haut, so den Kern bekleidet, hat einen dicken, schwärzlichen, ätzenden Saft, der die Lippen mit Blasen überzieht. Man ißt die Nierenkerne roh, geröstet oder eingepökelt; aber den Kern weicht man vorher im Wasser ein. Den Nußsaft gebrauchen die jungen Indianerinnen zur Schminke, die ihnen aber viel Schmerzen macht, und die Haut abschält, indem das Gesicht sogleich aufschwillt und schwarz wird. Nach drey Wochen wächst eine zarte Kinderhaut, statt der von der Sonne verbrannten, wieder. Wenn eine Nuß vom Baume losspringt, so frißt der spritzende Saft die Haut wie Scheidewasser durch. Der Milchsaft des Baumes färbt die Leinwand scharf schwarz.

7. Die ätzende Palme (Caryota urens, *Linn*).

Ihre Beeren besitzen eine brennende Schärfe, welche tödtet, ob man gleich die Blätter als Zugemüse und das Mark der Stängel ohne Schaden verspeiset.

§. 62.

2) Die betäubenden Giftpflanzen.

Diese verrathen ihr Gift durch ihre schädlichen Ausdünstungen; das ist, durch den Geruch, der ziemlich ekelhaft ist, den Kopf einnimmt, und träge, schwindlich, gleichgültig und schläfrig macht. Diese betäubenden Giftpflanzen entspannen das Gefühl dadurch, daß sie die Nervenkräfte lähmen, und sonderlich die Einbildungskraft und das Gedächtniß betäuben, benebeln und verfinstern. Sie machen zuletzt wahnsinnig und rasend, und verdünnen oder zerstören vielmehr das Blut so, daß der todte Körper aufschwillt, blutet, geschwinde fault, und vermöge des aufgelösten Blutes schwarzblaue Brandflecke bekommt.

Zur Cur oder dem Gegengifte nimmt man stärkere Dosen von Brechmitteln, als man sonst zu nehmen gewohnt ist. Man fügt diesen eine Menge laues Wasser, öhlichte Getränke, Purganzen, Tobaks- und Seifenklystiere zu, und reizt den Schlund durch eine rauhe Feder, das Gift wieder auszuwerfen. Wenn das Betäubungsgift schon Zeit gewonnen, in die Milch und Blutgefässe überzugehen, so sind der Essig, der Saft von Limonien, Citronen, Johannisbeeren und dergleichen die besten Mittel, nebst dem Blasenpflaster im Nacken. Man erweckt die schlafenden Lebensgeister durch stark reizende Dinge, die man vor die Nase hält. Innerlich gebraucht man den Bibergallextract, Bisam und andere Sachen, so die trägen Nervensäfte wieder herbeyrufen. Starker Aufguß von schwarzen Kaffeh ist das beste und sicherste Gegengift wider alle betäubenden Gifte.

§. 63.

Betäubende Pflanzen aus dem Geschlechte der Nachtschatten.

1) Die einschläfernde Judenkirsche. 2) Der Bittersüßstrauch. 3) Gemeine Nachtschatten. 4) Die Jungfern. 5) Die Tollapfel. 6) Der Alraun.

1) Die schlafbringende Judenkirsche. (Physalis somnifera, *Linn.* Solanum somniferum, *Clusius* Slav. Lilek ospaly.

Ein kleiner Strauch von zwey Fuß Höhe mit länglichten ungezackten Blättern, blaßgelber radförmiger Blumenkrone, von zottigem, nach Verwelkung der Blume aufschwellenden Kelche, und gelben oder rothen Kirschen, von deren Samen die Hühner sterben. Der Nahme, den dieses Gewächs schon beym Dioscorides (ϛρυχνον υπνωτικον) führt, und den es nachher beständig beybehalten hat, läßt mich vermuthen, daß sein Genuß Schlummer und Schlafsucht erregen, ob ich gleich keine entscheidenden Erfahrungen vor mir habe.

2) Der Bittersüßstrauch, Hirschkraut, Waldnachtschattten, steigender Nachtschatten, Je länger je lieber. (Solanum Dulcamara, *Linn. Lumnitzer.* Fl. Poson. Ung. Eb-szölö, Fel-füto-eb-szülö, Vizi eb-szölö, Temondád-fü, Mély-fü. Slav. Wodna Kalinka.)

Man findet dieses Gewächs an feuchten schattigen Orten und Wassergräben, wo es im Julius blüht. Die langen ruthenförmigen Stängel dieses strauchartigen Gewächses schlingen sich um andere Nebensträuche, um sich in einiger Höhe der Welt zu zeigen. Die Blätter

wechseln am Stiele, sind unten herzförmig; die obern setzen einen, meistens zwey Blattlappen an, und sind zugespitzt, aber ohne Zähne oder Ausschartung. Die violetfarbenen Blumen hangen traubenweise an Nebenständeln, und bilden mit ihren geschlossenen Staubsäcken mitten in der Blume einen vorragenden gelben Zapfen. Die Beeren sind länglichrund und scharlachroth. Die kleinen, rundlichen, gelben Samenkörner liegen in der rothsaftigen Beere in zwey Reihen der Länge nach.

Die Rinde der Wurzel und der dicken Zweige besitzt eine vortreffliche, verdünnende, auflösende Kraft, reinigt und scheidet die Schärfe aus dem Blute, und führt sonderlich in der schleimigen Engbrüstigkeit die Schärfe durch den Harn ab. Linne schreibt dem Aufguße von der Wurzel und den Zweigen den Vorzug vor allen fremden Holztränken zu. Die Hirten hängen das Laub dem keuchenden Rindviehe an den Hals. Der Beerensaft, der schleimig ist, vertreibt die Flecke vom Gesichte und dem Leibe, und das frische Kraut vertreibt Mäuse und Ratzen aus den Vorrathskammern und Stuben.

Die wenigen Beyspiele nachtheiliger Wirkungen, die wir von dieser Pflanze, besonders von den Beeren derselben aufgezeichnet finden, die vornehmlich in heftigem Erbrechen und Bauchflüssen, in grausamen Bauchschmerzen und in einem aufgetriebenen Unterleibe bestehen, geben mir kein Recht, ein Gewächs als giftig zu verwerfen, von dessen gesegneten und sicheren Wirkungen in der Hand eines klugen Arztes wir zu unsern Zeiten so augenscheinliche Beweise haben. Uebrigens lassen die Schafe dieses Gewächs unberührt stehen, und dreyßig Beeren haben einen Hund innerhalb drey Stunden getödtet, und sind in seinem Magen unverdauet gefunden worden. Man kann es übrigens zur Bekleidung grüner Wände, und mit noch grösserem Vortheile nach der Anleitung des Pro-

fessors Gleditsch zum Austrocknen der Sümpfe und zur Errichtung natürlicher Dämme in den Wäldern gebrauchen.

3) Der kleine Nachtschatten, gemeiner Nachtschatten. (Solanum nigrum, *Linn. Lumnitzer.* Flor. Poson. Ung. Eb-szülö, szép-szölö.)

Man findet ihn ziemlich häufig an öffentlichen Oertern, Gartenzäunen, sandigen Stellen, in Gärten und Misthaufen, wo er im Julius blühet. Der gewundene ästige Stängel wird etwa einen Fuß hoch. Die eyrunden Blätter haben einen dichtgezähnten Rand und Stiele. An den weissen Blümchen bilden die Staubsäcke eine gelbe Spitze in der Blumenmitte. Die Beeren sind erst grün, dann schwarzglänzend und von der Größe der Erbse.

Die Schweine sterben von diesem narkotischen Kraute, sonderlich sind die Beeren den Aenten und Hühnern tödtlich. Indessen fand Spielmann sowohl den wässerigen Aufguß, als ausgepreßten Saft der ganzen Pflanze an sich und anderen unschädlich, und drey Quentchen des aus den Beeren gedrückten Saftes trieben bloß bey drey eben wieder Genesenden den Harn stärker. Der Geruch soll Schlaf machen, wenn das Kraut den Kindern in die Wiege gelegt wird. In Dalmatien bäckt man es mit Butter, und genießt es, um sich sanft einzuschläfern.

Die übrigen Arten der Nachtschatten übergehe ich gänzlich; auch die hier angeführten habe ich mehr nur als verdächtige anführen wollen, da sie einmahl in übelm Rufe stehen, weil wir von ihren giftigen Wirkungen wenig oder gar keine zuverlässigen Nachrichten haben.

4) Die Jungfernbrüste. (Solanum mammosum, *Linn.*)

Der Stängel ist gestachelt, und das Blattwerk herzförmig, so lang als breit, doch oben und unten haarig und gestachelt. Die Birnäpfel haben eine goldgelbe Farbe, wachsen in Virginien, und man hält sie für giftig.

5) Die Tollapfel. (Solanum insanum, *Linn.*)

Sie wachsen in Asien, Afrika und Amerika. Der Pflanzenstängel ist gestachelt. Die runden Blätter sind an ihren beyden Flächen mit einem weichen Filze besponnen. Der Kelch der großen Blume ist gestachelt, die Krone mattblau oder röthlich, und die Frucht glänzend, schwarz, rund und glatt. Man ißt sie in Amboina ohne Schaden.

6) Der Alraun, Hundsapfel, Erdapfel. (Atropha mandragora, *Linn.*)

Man findet diese Pflanze in Spanien, Frankreich und Italien. Sie hat einen bittern, ekelhaften Geschmack und widerlichen Geruch. Die dicke Wurzel täuscht den Aberglauben mit ihren zwey Schenkeln. Es fehlt der Stamm, und die Pflanze ist bloß ein Kraut von vielen dunkelgrünen Blättern, welche breit sind, und eine Elle lang wachsen. Die Blumenkrone ist weißlich, und spielt in mattes Purpur, etwas haarig, glockenförmig, und mit fünf Staufäden versehen. Sie blühet bereits im Februar, und setzt eine runde, saftige, scharfriechende, gelbgrüne oder bleichgelbe Beere an. Die ganze Pflanze hat eine große rübenartige Wurzel, aus der man in ältern Zeiten menschliche Figuren schnitzte, und als Amulete gegen Hexerey und andere Unfälle sorgfältig aufbewahrte. Die Pflanze ist giftig; sowohl die Blätter als die Beere erregen Schwindel, Betäubung und Schlaf. Die Wurzel soll entkräften, und Schlaf und Träume machen. Der Feldherr von Karthago, Macherbal, soll sie unter Wein gemischt und damit die aufrührischen Afrikaner eingeschläfert haben. Man findet sie mit Honig und Milch zum Umschlage gestoßen, oder zerrieben, als ein Pflaster zum Zertheilen der verhärteten Drüsen und Geschwülste von vortrefflicher Wirkung.

§. 64.

Das Stechapfel = Geschlecht.

1) Der gemeine Stechapfel. 2) Der Metell.

An dem Stechapfel überhaupt ist zwar der Geruch nicht eben stark, aber der Nase äußerst zuwider. Oft erreicht der Stängel die Höhe von drey Fuß. Erst ist die Blumenkrone eine lange Röhre, oder weisse Tüte, die sich endlich zu fünf Ecken entfaltet, und auf gutem Boden ins Blaue spielt, und sogar doppelröhrig wird. Das Samengehäus ist erst grün, dann gelbbraun, eyrund, und ganz gestachelt. Es springt, so wie es reift, nach seinen Näthen auf, um den nierenförmigen, gerunzelten, schwarzen Samen auszusäen.

1) Der gemeine Stechapfel, Dornapfel, Stachelnuß, Igelkolbe, stinkende Stechapfel. (Datura Stramonium, *Linn.* Solanum foetidum, *Lumnitzer.* Fl. Poson. Ung. Maszlag, Tsudafü. Slav. Bodlawe Gablko, Psywniow.)

Ihr Vaterland war ehedem Amerika; allein die Zeit hat sie auch bey uns in Europa an Gräben, Aeckern, Misthaufen, in Gärten und andern wilden Stellen naturalisirt, und blühet im Julius und August. Die Wurzel ist dick und ungleich zaserig. Die Blätter des zwey Fuß hohen zerästeten dreyeckigen Stängels sind groß, glatt, breit, dunkelgrün, zart, geadert, langstielig, und machen am Rande Winkelspitzen und Buchten, wie der Halbmond. Die Blume ist groß, oft gefüllt, weiß, einblätterig, trichterförmig, von cylinderischer Röhre, länger als der Kelch, der einblätterig, fünfeckig, fünfzähnig und bauchig wächst. Die fünf Staubfäden stellen Pfriemen vor, und die Griffel einen Faden. Der Stechapfel ist beynahe eyrund, graubraun, zweyfächerich, vierschalig, erst grün gestachelt, und enthält

eine Menge Samenkörner, die schwarz, flach und ohne Gewürzgeschmack sind. Die ganze Pflanze schwitzt eine kleberige Feuchtigkeit aus, und selbst ihr Geruch ist widrig und giftig.

Schon vorlängst ist der Stechapfel als eine berufene Giftpflanze und betäubendes Gift durch eine Menge tragischer Fälle an Menschen und Vieh charakterisirt worden. Dahin gehört Kraut, Blume, sonderlich der in Wasser, Milch oder Wein abgekochte Same, und sogar die Ausdünstung dieser Theile in Zimmern, vornehmlich der abgetrocknete Same. Durch diesen ehrlosen Weg schläfern Diebe und Hurenwirthe ihre Schlachtopfer ein, und berauben sie mitten in ihren süssen Träumen. So berauschen Ehebrecherinnen ihre Männer, und Verbrecher die Wache. Die Russen giessen Bier auf die Pflanze, wenn sie sich und andere berauschen wollen. Ausser diesen pflegen sich Leute an dem Stechapfel-Samen zu vergreifen, wenn sie diesen statt des Schwarzkümmels (Nigella) oder der Klettenwurz (Bardana) und der kleinen Rosinen abkochen und gebrauchen. So zog der Genuß von zwey Loth Stechapfel-Samen, die eine Amme in Berlin, unter den Kaffeh in der Absicht gekocht, getrunken hatte, um die verlorne Milch wieder zu bekommen, heftige Uebelkeiten, schneidende Schmerzen im Magen, und ein gewaltiges Aufblähen und Schwellen nach sich. Man hatte diesen mit Schwarzkümmel verwechselt, und sie starb bey allem angewandten Fleiße einige Wochen darauf. Das ganze Gewächs kommt in Dörfern, Flecken und vor den Thüren sehr häufig vor, und es ist dessen Ausdünstung für einen, der des Morgens, wenn der Thau oder Regen noch daran hängt, nüchtern bey dieser Giftpflanze stehen bleibt, so auffallend, daß derselbe von dem übeln Geruche Uebelkeiten und Kopfschmerzen empfindet.

Die Wirksamkeit der Pflanze äußert sich durch

eine Berauschung, Betäubung, Entzündung, Verlust des Gedächtnisses, durch Wahnwitz, Wuth, Begeisterung von Hexereyen, Zittern, durch Krämpfe, Aufspringen der Sehnen, kalte Schweisse, Schlummer, Schlagflüsse, entsetzlichen Durst, Lähmungen, Stumpfheit der Sinne, Schwindel, Unbeweglichkeit und Funkeln der Augen, Sprachlosigkeit, großen Frost und Hitze, Kopfschmerzen, Röthe des Gesichtes, durch eine sinnlose Geilheit, Zähnknirrschen und den Tod. Ein Blatt aufs Augenlied gelegt, erweitert den Augenstern. — In den Leichen findet man das graue Gehirnmark voll Blut von den zersprengten Blutgefässen. Das Getränk von zerstoßenem Samen in Wein wird zu einer magischen Phantasientinctur; man bildet sich die wunderlichsten Dinge ein, entweder wird man ausschweifend lustig, oder man starret alles fühllos an, wenn man ein halbes Quentchen Samen dazu genommen hat. Ein Viertheil eines Quentchens vom zerstoßenen, unter Essig gemengten Samen begeistert, hingegen tödtet ein halbes Loth. Selbst die Schweine taumeln, wenn sie den Samen verschlucken, laufen wild umher, fallen nieder, und sterben an Krämpfen.

Ein verliebter Alter, der dem Laster der Unzucht so ergeben war, daß er es auch da nicht verlassen konnte, wo ihn die Natur seines Körpers auf bessere Wege hätte leiten sollen, hatte ein wohlgebildetes Mädchen durch Geschenke und Schmeicheleyen auf seine Seite gebracht. Um sich ihrer Gunst zu versichern, und ihre Reize entwickeln zu helfen, brachte er ihr ein Pulver davon nach einer großen Mahlzeit in einer Tasse Kaffeh heimlich bey. Die Geliebte wurde davon berauscht, ihre Augen funkelten Liebe, das Gesicht wurde mit einer viel versprechenden Röthe überzogen, sie sang anakreontisch und schmachtend, empfand einen ausschweifenden Trieb zur Unzucht, entblößte sich, stammelte Begierde, blickte mit festen Augen auf ihren

grauen Adonis, endlich zitterte das schmelzende Mädchen, knirrschte, und bekam Krämpfe. Der verliebte Alte — denn mein Bericht redet von diesen Krämpfen nur dunkel, holte in der Angst den Arzt. Dieser öffnete ihr den Mund mit Gewalt, und goß ihr einige Loth Baumöhl, hierauf eine Menge Wasser, und zuletzt Wein vom Glase des Spießglases ein. Es erfolgte das Erbrechen, und auf dieses ein schnarchender Schlaf. Den folgenden Tag brachte man ihr innerlich und äußerlich Essig, und weil sie immer noch fortschlief, ein Brechmittel bey, wovon sie wieder zu sich selbst kam. Sie war sich von der Tasse Kaffeh an, der ganzen Scene nicht bewußt. Boerhaave erzählt diesen Fall.

Ein Kind von anderthalb Jahren hatte den 16. September 1781 mit dem Samen des Stechapfels gespielt, und solchen hinunter geschluckt. Sechs Stunden darauf starb es. Es war nach dem Genusse desselben so steif geworden, daß man an demselben weder Arm noch Fuß bewegen konnte. Endlich ließ die Steifigkeit allmählig nach, und es erfolgte ein Erbrechen von einigen Körnern. Die Mutter gab ihm warme Milch zu trinken, worauf es sich erbrach, ruhig war, und zu schlafen schien. In der Nacht röchelte es, ein blutiger Schaum legte sich vor den Mund, das Gesicht überzog sich mit einer schwarzblauen Farbe, und es starb gleich darauf ohne alle Zuckungen und Bewegung. Der Unterleib des Körpers war aufgetrieben, und voll brauner Streife, das Gedärm aufgeblähet, und man fand im Unterleibe viel ausgetretenes gelbes Wasser. Magen und Gedärme zeigten indessen keine Spur von Entzündung; aber die Leber, Lunge und Milz hatten braune Streifen. In dem welken Herze und den Adern war das Geblüt flüssig, aufgelöst und dünn. Alle im Gedärme gefundenen Körner waren roh, ganz unverdauet; und hieraus läßt sich folgern, daß das Gift des

Samens durch seine phlogistische Ausdünstung unmittelbar in das Nervensystem, mit der Kraft des Opiums wirken müsse, weil sonst der vom Safte berührte Magen am ersten entzündet geworden wäre, wie man an den scharfen Giften beobachten kann. Selle Beytr. zur Natur und Medic. 1782.

Die Cur gegen diese Vergiftung haben wir dem ostindischen Frauenzimmer zu verdanken, die ihre Liebhaber im Beyseyn ihrer Ehemänner auf vorige Art ohne alle Vorwürfe zu vergnügen wissen. Sie erwecken diese, wenn es Zeit ist, durch ein Brechmittel, durch Essiggeruch, sie reiben ihnen Hände und Füße mit kaltem Wasser, und es dienen dazu die Pflanzensäuren, schwarzer Kaffehaufguß und Seifenklystiere.

2) Der ostindische Stechapfel, Metell, (Datura metel. *Linn.*) erreicht eine Höhe von drey Fuß. Seine Blätter sind haarig, die Blumenkrone weiß, langröhrig. Die Indianerinnen schläfern ihre Ehemänner mit dem gestoßenen Samen ein, den sie ihnen in Wein oder Kaffeh oder unter den Speisen beybringen. Die Braminen begeistern damit ihre Vestalinnen. — Zur Cur dient nach dem Erbrechen zuerst Oehl und Milch und nachher der Essig. Wenn dieses und andere betäubende Gifte nach der Art der scharfen Gifte durch Erbrechen und Abführen wirken sollten, und dieses ist oft der Fall, so fange man damit an, daß man den Schlund durch eine in Oehl getauchte Federfahne oder durch Wasser mit vielem Baumöhle zum Erbrechen reizt, dann mit Milch, Oehl, Honig, Seife, Salz und Alaun abwechselt. Nach diesem gebrauche man erst die Mittel gegen die betäubenden Gifte, das kalte Essigwasser, die Buttermilch, die kühle Luft, das Eygelbe in altem Weine, das Thätigmachen und Aufmuntern durch Gespräche, Geschäfte und Herumführen gegen die tödtliche

Gleichgültigkeit des Kranken, und wenn man gewiß ist, daß das Gift innerlich gehoben worden, so gebe man ihm alle zwey Stunden einen Löffel voll Kampferessig im Getränke, um den Reiz der Ausdünstung zu befördern.

§. 65.

Von dem Geschlechte des Bilsenkrautes.

1) Das gemeine schwarze. 2) Das weiße. 3) Das Schlafkraut. 4) Das Siberische. 5) Aegyptisches. 6) Gelber Rosenlorber.

Die Bilsenarten dauern in der Erde zwey Jahre, und ihr ekelhafter Geruch klebt den Fingern lange an. Die Blätter, Stängel und der Kelch schwitzen ein klebriges Wesen aus, und die ganze Pflanze ist behaart. Der Kelch ist glockenförmig, die Krone ein Trichter von offener kurzer Röhre. Die Staubfäden zeigen sich purpurroth. Das Samengehäus ist ein kleiner, zweyfächeriger Topf mit einem Deckel, welcher endlich abfällt. Die Samen sind klein, getüpfelt, rauh, nierenförmig.

1) Schwarzes Bilsenkraut, Teufelskraut, Tollkraut, Prophetenkraut. (Hyosciamus niger, *Linn.* Herba Apollinaris. *Lumnitzer* Fl. Poson. Ung Belend-fû, Bolondito-fû, Disznobab. Slav. Blyn, Blen.)

Es wächst im Schutte auf ungebaueten Stellen, Kirchhöfen, und blühet im Julius und August. Die Wurzel ist lang, dick, runzlich, braun, inwendig weiß, und dauert zwey Jahre aus. Ihr Geschmack ist fett, und sie hat die Figur einer Spindel. Die ganze Pflanze bekleidet ein weiches Haar, und sie wächst zur Höhe von zwey Fuß. Ihre Blätter sind ungleich groß, werden nach und nach oben zu immer kleiner,

sind lang, am Rande federartig ausgeschweift, ohne Stiele, und umgeben den haarigen Stängel von unten. Die Blumen bilden eine lockere Aehre von blaßgelber Krone, so mit zarten Purpuräderchen ein Netzwerk macht. Der Kelch ist einblätterich, röhrenförmig, unten bauchig, am Rande fünftheilig, und fällt nicht ab. Die Blume ist einblätterig, trichterförmig, von einer kurzen Cylinderröhre, und hat eine aufgerichtete in fünf Lappen getheilte Mündung. Die fünf Staubfäden stellen Pfriemen vor, der Staubsack und Eyerstock sind rundlich, der Griffel ein Faden, der Staubweg knöpfig und das Samenbehältniß eine eyrunde, zweyfächrige Kapsel mit einer Stürze, die endlich abfällt. Die Blätter der Pflanze machen etliche, doch nicht sehr tiefe aber spitzige Ausschnitte, am Ende sind die Blätter scharf zugespitzt, und enthalten weißgrüne Adern. Meisten Theils ist der Stängel mit den Aesten etwas dick, schwammig und gerade, oft aber auch krumm und knorrig.

Die ganze Pflanze ist an sich etwas klebrig, gibt einen widrigen schädlichen Geruch von sich, und schläfert dadurch die Menschen ein. Kühe, Schafe und Schweine genießen die Pflanze ohne Schaden. Mit dem Bilsensamen machen die Roßhändler die Pferde fett. Zwey Loth des Blättersaftes schadeten einem Hunde nicht, obgleich Gänse, Mäuse, Fliegen und andere Insecten davon sterben.

An Menschen verursacht schon die Ausdünstung oder der Geruch der Pflanze in Bädern, Bähungen und der berufenen Hexensalbe, womit sich ehedem die Zauberinnen die Schläfe, heimliche Oerter rieben, oder durch Klystiere und Rauchen gefährliche Zufälle. Auf den innerlichen Gebrauch der Bilsenwurzel, als im Salate statt der Pastinakwurzel, oder des Samens statt des Dill- und Mohnsamens, und der Frucht statt der Ha-

selnüsse, sind die traurigsten Auftritte erfolgt. Der Same ist klein, getüpfelt, rauch und nierenförmig. Ein halber Scrupel des Samens stürzt schon den Menschen in Lebensgefahr. Von einem Scrupel erfolgte die Epilepsie, und auf ein halbes Loth Raserey. Die traurigen Erscheinungen auf den Genuß der Pflanzentheile sind ein leichter Wahnwitz von Fröhlichkeit mit lächerlichen Stellungen und Geberden, ein trauriges Bezeigen, die Einbildung überläßt sich den Hexenträumen und der Idee der Wollüste, oder sie schweift in eine Zanksucht aus, und man fühlet die Wuth der Besessenen, oder man versinkt in eine unempfindliche Gleichgültigkeit, in einen Temperamentsrausch; der Kopf wird schwer, schwindlich, das Gesicht dunkel, falsch und doppelt. Die Augen sind bis zum Funkeln gespannt, man wird sprachlos, an einigen Theilen gelähmt, und zuletzt verfällt man in einen tiefen Schlaf, dem der Tod ein Ende macht. In den Leichen strotzen die Blutgefäße der Gehirnhäute vom Blute, und der Magen ist voll blauer Flecken.

In dem Benedictinerkloster zu Reinau bereitete man zum Abendessen einen Salat, zu welchem Wegwartwurzeln hätten kommen sollen. Diese waren in dem Klostergarten in einem Beete mit dem Bilsenkraute gewachsen; man grub beyde aus, jede abgesondert, damit sie der Knabe, der dieses Geschäft auf sich hatte, nachher in die Küche tragen sollte. Dieser überbrachte, da er von der Sache nichts wußte, in Abwesenheit der Vorgesetzten von dem Garten beyde Wurzeln unter einander dem Küchenmeister, und dieser brachte sie gekocht auf die Tafel. Beynahe alle, welche in dieser Gesellschaft speisten, bekamen besonders durch die dicken und fetten Wurzeln, die sie zuvor eben nicht häufig gesehen hatten, noch mehr Begierde zum Essen, und genossen trotz der Fastenzeit desto mehr davon. Weil aber eine große Schüssel davon aufgetra-

gen

gen wurde, und doch die Fastenordnung nicht übertreten werden durfte, so blieb auch dem Schuster und Schneider in dem Kloster etwas übrig. Bald darauf ging ein jeder zu seiner Zeit schlafen: des Nachts, als sie die horas canonicas absingen sollten, waren die Mönche in der größten Verwirrung. Einige klagten über Schwindel, andere über Trockenheit im Munde, rauhen Schlund und Leibschmerzen. Ein Geistlicher konnte die Trockenheit durch alles Gurgeln nicht mildern, und es schien ihm die Zunge wie auf Kohlen geröstet zu seyn. Die andern waren entweder betäubt, oder sie bildeten sich allerley Ungereimtheiten ein. So zerbiß der eine Haselnüsse, um sie seinen Vögeln vorzuwerfen, der andere bildete sich ein Herkules zu seyn, und bemühete sich einen Stubenofen statt eines Baumes aus der Erde heraus zu reißen; andere sangen in der Frühmesse falsche Texte; ein anderer sahe aus den Buchstaben seines Gebethbuches lauter Ameisen werden, welche ohne Ordnung unter einander liefen, daß er davon keine Sylbe, geschweige denn ein Wort, im Zusammenhange herausbringen konnte. Der Schneider konnte seine Nähnadeln nicht einfädeln, und stach sich über der Arbeit blutig. Einige lagen in einem tiefen Schlafe, andere sprangen, maueten, bellten u. s. w. Zum Glücke hatte man unter den Salat Oehl, Essig und Salz gemischt; einige wurden davon gerettet, kamen zum Verstande, andere aber bekamen Schlafsucht, Lähmungen auf einige Zeit lang. — In einigen Provinzen graben die Landleute die Wurzel um Johanni aus, und streuen sie in ihre Häuser gegen die Mäuse.

Schon in alten Zeiten hat man das Bilsenkraut in der Medicin gebraucht; besonders die Alten, als Galen, Cölius Aurelianus haben es als ein betäubendes Medicament mit angeführt. In neuern Zei-

ten hat nach Baron Störcks Erfahrungen ein wässerichter Auszug in der Schwermuth, Raserey, Epilepsie, in Krämpfen, heftigen Schmerzen und heftigem Husten, von ein bis sechzehn Granen, guten Nutzen gestiftet. In einigen Gegenden pflegt der gemeine Mann den Samen in heftigen Zahnschmerzen zu gebrauchen; er streuet den Samen auf eine Glut, und mit Beyhülfe eines Trichters fängt er den Rauch auf, und setzt den engen Theil des Trichters an den schmerzenden Zahn. Einige Aerzte haben uns dafür gewarnet und gesagt, es können schlimme Folgen daher entstehen: einen solchen Fall finden wir aufgezeichnet in Nov. Act. Acad. Nat. Curios. Leopold. Tom. IV. Nor. 1770, wo von dem Rauche des Bilsensamens, welcher in den Mund gezogen wurde, die Zahnschmerzen gleich gestillt, aber ein Unvermögen der Zunge auf vier Wochen erfolgte. — Ehedem weißagte die delphinische Orakelpriesterinn mit Hülfe dieses Krautes, so davon auch herba Apollinaris genannt wird.

Zur Cur dient nach dem Erbrechen zuerst Oehl und Milch, und nachher der Essig. Wenn dieses und andere betäubende Gifte nach der Art der scharfen Gifte durch Erbrechen und Abführen wirken sollte, und dieses ist oft der Fall, so fange man damit an, daß man den Schlund durch eine in Oehl getauchte Federfahne oder durch Wasser mit vielem Baumöhle zum Erbrechen reizt, dann Milch und Honig, oder Essigwasser zum Getränke und Klystieren anräth, welche man mit Stuhlzäpfchen von Honig, Seife, Salz und Alaun abwechselt. Nach diesem gebrauche man erst die Mittel gegen die betäubenden Gifte; den Aufguß von gehörig starkem Kaffeh, das kalte Essigwasser, die Buttermilch, die kühle Luft, das Eygelbe in altem Weine, und der Kranke muß in einem

weg den Kopf, Leib und Füße in kaltem Wasser baden, um die schlaffen Nerven zu spannen.

2) Weißes Bilsenkraut (Hyosciamus albus, *Linn.* Ung. Fejer bélend. Slav. Bljn bily.).

Dieses ist nur ein Sommergewächs, treibt aber früher im Jahre als das schwarze. Stängel und Blätter sind wie bey dem schwarzen, nur daß die letztern kleiner und dichter und mit weißen Haaren bekleidet sind; sie sitzen auf einigen Stielen; seine Blumen sind bald grösser bald kleiner; ihr Kelch ist weißer als bey dem schwarzen und gestreift; ihre Krone, die im Grunde bald grün, bald schwarz oth aussieht, kommt in der Figur dem vorhergehenden gleich. Die Samen sind weißlicht. Auch diese Art erregt dergleichen Zufälle, die auf den Gebrauch des schwarzen Bilsenkrauts erfolgen, nur daß sie etwas schwächer sind.

3) Das einschläfernde Bilsenkraut, mit dunkel violetter Blume, Walkenbaum. (Hyosciamus Scopolia, *Linn.* Solanum Somniferum *Bauh.* Scopolia *Jacq.*)

Die Pflanze, welche man bey uns etwas seltener in Wäldern antrifft, hat viele Aehnlichkeit mit der gemeinen Wolfskirsche, und hält mehrere Jahre aus; aber ihre Wurzel ist groß, knollig und weiß. Der vierseitige Stängel erreicht die Höhe von einem Fuße, und theilt sich wieder immer entzwey. Die Blätter sind schmal, sehr geädert, eyrundlich. Der Blumenkelch glatt und aufgeblasen, und die Krone purpurblau, das Samengehäuse rund und schwarz.

Man erzählt, daß die Schotten den Saft dieser Pflanze zu einer Kriegslist gebrauchten, und unter ihr Brot, Bier und Wein gemischt hätten, und den Dänen als Siegern im Lager hinterlassen haben, welche davon

eingeschläfert, und nachher von den Schotten erlegt worden.

4) Das Sibirische Bilsenkraut (Hyosciamus physalodes, *Linn.*)

Wächst an den Wasserfällen Sibiriens. Der Stängel ist krauswollig, die Blume mattgrün, fett, oben braun, der Kelch wollig, aufgeschwollen, von Purpurgrün und die Krone purpurblau. Die Wurzel und Blätter veranlassen Wahnwitz, so, daß man einen Strohhalm für einen Balken und einen Wassertropfen für einen See ansieht.

5) Aegyptisches Bilsenkraut. (Hyosciamus datura, *Linn.*) Sein Stängel verfilzt sich mit dichten Haaren, und die Blume macht eine Aehre. Förskal sahe auf seinen Gebrauch Wahnsinn erfolgen, der erst nach einigen Tagen vorüber ging.

6) Der gelbe Rosenlorber. (Agalea pontica, *Linn.* Chamaerhododendros Pontica maxima, *Tournefort.*)

Dieser Baum erreicht die Höhe einer Mannslänge und eine Schenkeldicke; seine Rinde ist grau. Die Blätter sind an beyden Enden gespitzt, hellgrün, glänzend, mit einem haarigen Rande eingefaßt. Die Zweigspitze treibt einen Strauß von etlichen zwanzig Blumen hervor. Ihr Kelch ist klein, rauch, gelblich und macht fünf spitzige Sternzähne. Die Krone ist blaßgelb, glockenförmig, und hat fünf krumme, ungleiche, gelbliche Staubfäden. Das Samengehäus zeigt sich hart, trocken, braun und gerippt. Diese asiatische Blume riecht noch stärker, als die Blume unsers Geißblatters; ihr Geruch betäubt den Kopf, und es soll sogar der Honig, den die Bienen daraus einsammeln, Ekel und Uebelkeiten verursachen, und das Heer der zehn tausend Griechen ehedem durch Erbrechen, Berauschung,

Durchfall und Raserey sehr geschwächt haben. Das Vieh läßt sie gemeiniglich unberührt stehen: die Pflanze wächst in großer Menge um Heraklea in Pontus, oder wie sie jetzt heiß, um Penderachi oder Elagri, und an den Küsten und den Wäldern bis jenseits Trapezund.

§. 66.

Betäubende Pflanzen mit Larvenblumen.

Der Orant, Dorant, wildes Löwenmaul, Teufelsband, Todtenkopf, Affenschädel. (Antirrhinum Orontium, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson. Ung. Borju-orru-fü, Ebfejü-fü, Oroszlánszaju-virág, Orrosfejû-fü.)

Es ist diese Pflanze ein Sommergewächs, wächst auf Brachäckern und Feldern, und blühet das ganze Jahr. Der Stängel ist aufrecht, ästig, zottig und rundlich. Die Blätter sind lanzettenförmig, weich, fett anzufühlen, schmal, nicht scharf zugespitzt, aber vom Geschmacke bitter. Die Blumen bilden eine Art von Aehre, und der fünftheilige Kelch reichet über die Krone hinaus, ist roth, und zeichnet einen rauchen, gelben Gaumen.. Die Krone ist pupurfarben, mit einem gelblichen Filze bedeckt, und besteht in einer breiten Röhre, aufgeschwollenem Schlunde, umgeschlagener Oberlefze und kurzem Sporn an der Unterlefze. Die Figur des reifen Samenbehälters macht an den drey aufspringenden Stellen Löcher, die mit kleinen Schuppen versehen sind, und man glaubt daher, die Augentiefen eines Scelettkopfes, oder einen Menschenschädel vor sich zu sehen.

Vormahls gehörte diese Pflanze mit unter die sieben Berufskräuter, und wurde zu allerley abergläubischen Absichten gemißbraucht, und heut zu Tage weiß man, daß sie giftig ist.

§. 67.

Betäubende Pflanzen mit vielen Staubfäden.

Das Christophskraut, Christophswurz, Schwarzkraut, Schwarzwurz, Heidnisch Wundkraut, Wolfswurz. (Actaea spicata, *Linn.* Christophoria vulgaris, *Clusius.* Aconitum bacciferum, *Bauh. Lumnitzer* Fl. Poson.)

Es wächst an verschiedenen hohen, waldigen Bergen und in schattichten Klüften der Berge, und es blühet im May und Junius. Es wird über zwey Fuß hoch. Die Wurzel ist schwarz, haarig und rauch. Die Blätter sind wie die Blätter der Doldengewächse ausgeschnitten, glänzend, glatt, drey Mahl und jeder Schnitt wieder drey Mahl aufgeschlitzt und gezähnt. Die Blumen stehen an Traubenkämmen, und stellen fast einen eyförmigen Strauß dar; sie sind klein, nebst dem Kelche weißlich, und fallen im Verblühen mit dem Kelche ab. Die Beeren sind schwarz und im Herbste reif und trocken. Die vier Blumenblätter sind an beyden Enden zugespitzt; bisweilen zeigen sich dreyßig haarförmige, oben breitere Staubfäden. Die ovale, glatte, einfährige Beere enthält viele halbkuglichte Samen in zwey Reihen über einander. Die mit Alaun gekochten Beeren machen eine schwarze Tinte.

Das Kraut zieht Blasen auf, und ist in dieser Absicht in der Viehseuche empfohlen worden. Eine einzige Beere bringt ein Huhn ums Leben. Man kann ihre Wurzeln anstatt der schwarzen Niesewurz ohne Nachtheil gebrauchen, und vom Beerenextracte richten zwölf Gran nicht den mindesten Schaden an. Ihre Wurzel kann statt eines Haarseils gebraucht werden.

§. 68.

Betäubende Gräser.

Der Sommerlolch, Tollkorn, Kuhweizen, Trespe, Schwindelhafer, Tollhafer. (Lolium temulentum, *Linn. Lumnitzer.* Fl. Poson. Gramen loliaceum, *Tournefort.* Lolium *Dioscorides.* Ung. Uszök. Slav. Myssj Kaukol Opilec.)

Dieses Saatunkraut mischt sich sehr häufig unter die Getreidearten, den Weizen, Rocken, Gerste und Hafer, auf feuchten Aeckern und nach den Ueberschwemmungen eines nassen Frühlings, oder allzu häufigem Regen im vorhergehenden Winter. Unter diesen Umständen, die seinen Wachsthum ungemein befördern, sieht man ihn öfters in so großer Menge hervorkommen, daß man daraus vermuthlich das Mährchen von der Verwandlung des Weizens in Lolch herzuleiten hat; eine Behauptung, die dem Verfahren der sich immer gleich bleibenden Natur allzu deutlich widerspricht. Es blühet im Julius; sein Halm wird zwey bis fünf Fuß hoch, und macht Gelenke mit glatten Grasblättern. Die Blumenähre enthält oft achtzehn kleine Aehren, die grün oder röthlicht, breitgedrückt, mit vielen Stacheln besetzt sind. Die allgemeine Aehre wird einen Fuß hoch, und jedes Aehrchen hat acht kleine Blümchen. Anstatt der Krone sind zwey grüne Blätter, darunter sich eines in einen Stachel endigt, das andere aber flach und im Umrisse wie ein Ey ist; zwischen denselben sitzt ein Eyerstock mit zwey Griffeln, und um diese herum drey Staubfäden; jedes dieser Blümchen hinterläßt einen eigenen schwarzbraunen Samen, welcher oval, breitgedrückt, süßlich an Geschmack und wie die ganze Pflanze ohne Geruch ist.

Wenn der Same roh genossen, oder unter anderes

Getreidemehl gemischt, welches sich alsdann mit Wasser nicht so wie das Rockenmehl zu einem Teige verdickt, oder in Bier oder Branntwein geweicht wird; so werden Menschen und Thiere davon berauscht und wie betäubt. Das mit anderm Mehle gemengte Brot macht im Wasser gekocht eine Menge Schleim; das Mehl gährt nicht so leicht. Röstet man den Trespensamen in einem Zimmer, so empfindet man Kopfschmerzen und Betäubung. Dieses verursacht auch das Gähren des Brotteiges, oder wenn man dergleichen Brey kocht und genießt. Dergleichen Kornbranntwein schadet den Erwachsenen mehr als den Kindern. Selbst Hausthiere, als Pferde, Hornvieh, erkranken und sterben von diesem Gifte. P. Frank sagt: da man die Samen des Lolchs am allergewöhnlichsten unter dem Hafer, von welchem sie besonders in theueren Zeiten nicht sorgfältig genug gereiniget werden, findet, und die Pferden wie gesagt, sehr übel von denselben mitgenommen werden; so ist bey Krankheiten letzterer der Verdacht von Vergiftung durch Lolchsamen nicht ausser Acht zu lassen.

Zwey Bauern genossen mit ihren Frauen und einer andern alten Frau fünf Pfund Haferbrot, unter welches auch die Samen des Sommerlolchs gekommen waren. Zwey Stunden darauf beklagten sie sich insgesammt über einen schweren Schmerzen in dem Kopfe, der ihnen besonders in dem Stirnknochen seinen Sitz zu haben schien; es überfiel sie ein Schwindel, bey dem es ihnen dunkel vor den Augen wurde; sie hatten ein Klingen in den Ohren, und es war ihnen bald darauf nicht anders, als ob sie Paucken und Trompeten hörten; ihre Zunge zitterte, daß sie kein ganzes Wort heraus bringen konnten; eben so unmöglich war es ihnen etwas hinunter zu schlingen; es war ihnen nach dem Ausdrucke ihrer Empfindung, als wenn ihnen ein Ball auf dem Herzgrüb-

chen läge; sie holten schwer Athem; sie hatten Bangigkeiten und Magenschmerzen, und nach langem vergeblichen Reizen brachten sie eine dünne wässerige Flüssigkeit heraus. Die Eßlust war ihnen vergangen; es trieb sie stark und schnell hinter einander auf den Harn, ohne daß sie gerade Schmerzen, oder eine andere Ungelegenheit dabey gehabt hätten; sie zitterten am ganzen Leibe, und hatten kalte Schweiße und eine außerordentliche Mattigkeit in allen Gliedern; einige Stunden nach dem Anfalle verfielen sie in einen Schlaf, dem sie durchaus nicht widerstehen konnten. Seeger Diss. de Lolio temulento. Tubing. 1710.

Die giftige Wirkung veranlaßt Kopfschmerzen, Berauschung, Schwindel, Schlaf, Verwirrung der Sinne, Dunkelheit der Augen, ein falsches Gehör, Zittern, Ermattung, Magenschmerzen, Bangigkeit, Krämpfe, Lähmung, Wahnwitz, Schlagflüsse und einen langsamen Tod. Auch bey Pferden, Hornvieh, Gänsen und andern Thieren erregt dieser Same tödtliche, und bey Hunden, Schweinen und Hühnern gefährliche Zufälle.

Der Same dauert drey Jahre unter der Erde. Man siebe also das damit angesteckte Korn vor dem Mahlen oder Aussäen durch ein Trespensieb, dessen Löcher länglichter, als an den Radesieben seyn müssen. An einigen Orten verspeiset der dürftige Landmann den Brey vom Lolchsamen mit oder unter dem gemeinen Sauerkraute, welches man für ein gutes Gegengift hält. Das öftere Umpflügen und frühe Bestellen der angesteckten Felder ist hier nothwendig, damit das Getreide zeitig über das Unkraut die Oberhand gewinnen möge. Solche Felder, worauf der Lolch sehr häufig wächst, dürfen nicht mit Getreide, sondern mit andern Dingen anbauet werden z. B. wie der verdienstvolle Tode anräth, mit Linsen, Bohnen, Kartoffeln rc. J. P. Frank glaubt, daß das Anzünden der

Stoppeln und tieferes Umpflügen hinreichen dürfte, um die Felder von dem Lolche zu befreyen. Um die Vergiftungen zu verhüthen, müßte man den Müllern streng untersagen, Getreide zu vermahlen, das nicht von dem Lolchsamen ganz gereinigt ist; sein Geschäft, das nicht schwer fällt, da man weiter nichts dabey zu thun hat, als das Getreide mit einer Schaufel weit zu werfen, wo dann der Lolchsame seiner geringen specifischen Schwere wegen, eher zu Boden fällt, als jenes. Endlich muß auch die Einsammlung des Getreides ein eben so wichtiger Gegenstand der Obsorge einer weisen Polizey seyn, als es die Weinlese wegen Beschaffenheit der Weinbeeren zu seyn pflegt. Sollte man nicht eben so gut, sagt J. P. Frank, wie es bey Weinbergen geschieht, jede Flur durch sachverständige Männer, noch ehe den Eigenthümern die Abmähung ihres Getreides gestattet wird, durchgehen und wohl beurtheilen lassen? System einer medicin. Polizey, 4. B. S. 241.

Die Cur beruhet auf Brechmitteln, häufigem öhligen Getränke mit vieler verdünnten Pflanzensäure und schwarzem Kaffeh.

Einige Branntweinbrenner mischen ihn mit Korn, um den Branntwein dadurch berauschend zu machen. Die Wenden mischen ihn anstatt des Hopfens unter das Biermalz, um das Bier berauschend zu machen. Das Mehl empfehlen einige Arzte äußerlich zum Umschlage im Seitenstechen, als ein gutes schmerzstillendes Mittel.

Sauerkraut soll das beste Gegengift wider die Wirkung der Trespe seyn.

§. 69.

Betäubende Pflanzen ohne Blumenkrone.

1) Unechter Gänsefuß. 2) Der Eibenbaum.

1) Unechter Gänsefuß, Saumelde, Sau-

tod. (Chenopodium hybridum, *Linn.* Chenopodium pesanserinus, *Tour. Lumnitzer.* Flor. Poson. Ung. Ostör ludlab-fü.)

Diese Melde wächst im Gartenlande, und blühet im Junius und Julius. Der unangenehme Geruch kommt mit dem gemeinen Stechapfel überein. Der Stängel ist glatt, die Blätter saatgrün, herzförmig, von gezähntem Rande, und den Blättern des Stechapfels ähnlich, von sieben Buchten und sieben Randzähnen. Der Kelch hat fünf eyrunde, hohle, am Rande membranöse Blätter, so nicht abfallen. Die Blume fehlt, und der linsenförmige Same liegt im geschlossenen Kelche.

Ein französischer Sprachmeister, ein ziemlich starker und gesunder Mann, hatte sich verschiedene Kräuter in seine Küche gesammelt, unter welchen auch dieser Gänsefuß war. Gleich nach Tische bekam er einen Schwindel, es wurde ihm vor den Augen dunkel, sein Aderschlag war häufig und schwach, sein Augenstern erweitert, seine Glieder zitterten; er klagte über Mattigkeit des ganzen Leibes; seine Haut, vornehmlich seine Lippen, Zunge und Nägel waren schwarzblau, die Zunge war voll von zähem, dicken und gelblichen Schleim, die flache Hand, und das Weisse im Auge ganz gelb, und nach einigen Stunden verbreitete sich diese Farbe über die ganze Oberfläche des Körpers, und hielt einige Tage lang an. Doch wurde er durch ein Brechmittel, ob es gleich kein Erbrechen erregte, sondern nur zwey Mahl auf den Stuhlgang trieb, durch Baumöhl und Essig bald wieder hergestellt; aber die Mattigkeit, die gelbe Farbe und das schwache Gesicht behielt er noch einige Tage.

Diese stinkende Pflanze tödtet Schweine, und der Mensch wird vom Genusse schwindlich, blödäugig, der Stern erweitert sich, die Glieder zittern mit Entkräftung, Lippen und Zunge werden schwarzblau, das Auge und

der ganze Leib überzieht sich mit einer gelben Farbe. Man heilte die Kranken durch Brechmittel, Baumöhl und Essig; allein das eingedrungene Gift hinterließ die gelbe Farbe, das blöde Gesicht und die Entkräftung auf einige Tage.

2) Der Taxbaum, Eibenbaum. (Taxus baccata, *Linn.* Ung. Tisza-fa. Slav. Tis Tisowka.)

Man trifft diesen immer grünen Strauch ausser den Gärten auch in großen Waldungen, zwischen anderm Tannen- und Nadelholze an, da er dann im April und May blühet: es erreicht dieser Strauch ein ziemliches Alter; er wächst bald höher, bald niedriger, und erreicht nicht leicht die gewöhnliche Stärke eines Baums. Dieser Baum kann desto mehr Schaden verursachen, je häufiger die Gelegenheit ist, solchen anzutreffen; es ist nicht leicht ein prächtiger Lustgarten, dessen sonderbare Zierde nicht dieser Baum in verschiedenen Pyramiden gestaltet ausmachte. Sein Holz ist rothbraun und von Festigkeit, und dient zu den Arbeiten der Drechsler, Kunsttischler und Instrumentmacher u. s. w., indem es die schwarze Beize vor andern Hölzern annimmt. Schwenkfeld empfiehlt die geraspelten Holzspäne wider den tollen Hundsbiß, und den Rauch davon wider die Mäuse; das letztere bestätiget auch Matthioli. Die Blätter oder Nadeln sind von oben dunkelgrün, glänzend, von unten hellgrün; sie haben die Figur der Tannennadeln.

An der männlichen Pflanze fehlt der Kelch, und an dessen Stelle öffnet sich die Knospe mit vier Schuppen. Statt der abwesenden Blume zeigen sich viele unten in einander gewachsene Staubfäden oberhalb der Knospe; die achtfächerigen Staubsäcke öffnen sich aller Orten am Rande.

An der weiblichen Pflanze fehlt Blume und

Kelch ebenfalls nebst dem Griffel. Der Eyerstock ist oval gespitzt. Die Frucht besteht in einer saftigen, erst kuglichen, nachher an der Spitze offenen Beere, welche, nachdem das Fleisch vertrocknet, einen bauchigen Becher macht. Der Same ist ein ovales, einziges, schwarzes Korn, so sich mit seiner entblößten Spitze aus der zerplatzten Beere heraus drängt. — Die Herbstbeere ist hellroth.

Plinius und Dioscorides erklären den Baum und sogar dessen Schatten für giftig. Die Blätter oder Nadeln sollen dem Viehe tödtlich seyn. Aus den Zweigen lassen sich allerley Figuren und Pyramiden schneiden. Nach dem Salmasius, Cammerar und andern essen die Kinder in England und Holland die Beeren ohne allen Nachtheil.

Daß die Pferde von den Blättern sterben, ist nach den Erfahrungen des Percivals, der die Blätter für giftig erklärt, glaublich. Selle hatte einen Knaben zu besorgen, der am ganzen Leibe dunkle Flecken, wie Flohstiche oder Petechien, schwarz angelaufene Lippen bekam, eine hellrothe Flüssigkeit erbrach, und dessen Lebenskräfte sich schnell erschöpften, nachdem er eine Menge Taxbeeren genossen hatte. Den Magen fand man inwendig entzündet, und mit einem schwärzlichen Schleime überzogen; die Krankheit dauerte vierzehn Tage, und der Knabe behielt noch alle Gegenwart des Geistes, da schon an ihm kein Puls zu fühlen war, und die Petechien begleitete kein Fieber. Der schleimige Saft der Beeren macht das Gift zu einem langsamen Uebel, so die Kräfte des Lebens, die Lebensgeister erst durch Ermattung schwächt, und denn durch gänzliche Austrocknung des Quells selbst tödtet. Rai will bemerkt haben, daß die Leute, welche den Baum zu beschneiden hatten, nicht länger als eine halbe Stunde über der Arbeit bleiben konnten, ohne von den heftigsten

Kopfschmerzen überfallen zu werden, und dieser Schriftsteller glaubt, auf den Genuß des Decocts der Zweige ein tödtliches Erbrechen bemerkt zu haben. Ein Mädchen, das den Trank von den Blättern zu sich nahm, um sich rothe Farbe zu verschaffen, ist plötzlich daran gestorben. Matthiol sah auf den Genuß der Beeren Bauchflüsse und brennendes Fieber erfolgen, und andere zählen die bittern Samen unter die Mittel, welche stark auf den Stuhlgang treiben. Daß die Pferde, Kühe und Ziegen vom Genusse der Blätter sterben, ist aus mehreren Erfahrungen dargethan.

§. 70.

3) Von den Giftpflanzen, die scharf und betäubend zugleich sind. Als Giftbäume und Giftstauden von solchen Eigenschaften.

1) Der Manchinellbaum. 2) Die Kokoskörner. 3) Der Gerberstrauch.

Ihre gemeinschaftliche Eigenschaft ist, scharf zu schmecken, und übel zu riechen. Ihre Ausdünstungen verursachen in verschlossenen Zimmern Schwindel, Betäubung, Sinnlosigkeit, Schlafsucht. Ihr Genuß macht Entzündungen im Magen und Gedärmen, Schluchzen, Erbrechen, Durst, Berauschung, Schwindel, Schlaf, Mattigkeit, Blindheit, falsches Gehör, Gleichgültigkeit, eine gedankenlose Schwermuth, Zittern, Krämpfe, Wahnwitz, Blutungen und eine geschwinde Fäulniß.

Die Art, diesen unseligen Folgen zu begegnen, ist übrigens vollkommen die nähmliche, wie bey den betäubenden Giften.

1) Der Manchinellbaum. (Hippomane mancinella, *Linn.*) Dieser Giftbaum wächst in Amerika zur Höhe einer Eiche heran, und sein Wuchs gibt ihm viele Aehnlichkeit mit unsern Apfelbäumen. Der Stamm

hält zwey Fuß im Durchmesser. Die Rinde ist glatt, braun, das Holz weiß und dauerhaft; das Blätterwerk kurz, stielig, glänzend-grün, eyrund, von gezacktem Rande; die Blume kurzährig, der Apfel süß, weißmarkig, die Kernuß runzlicht, hart, fächrig. In der Rinde und dem Apfel steckt ein scharfer Milchsaft, der die Haut roth macht, und Blasen aufzieht, verschluckt aber den Magen schnell angreift, ein Schwellen und Aufblähen des Unterleibes hervorbringt, und Angstschweiß, Ohnmachten und einen erschöpfenden Tod zur Folge hat. Man rettet den Verunglückten durch Brechmittel, Purganzen, Klystiere, Reißsuppen, Feigensaft und Limonien. Das Holz nimmt eine schöne Politur an, und ist sehr bitter. Die Amerikaner behaupten, daß der Regen oder Thau, der von dem Baume fällt, auf der Haut Blasen zieht; dieß geschieht aber nicht, als wenn ein Blatt zerrissen ist, und sich Regen und Thau mit seinem Safte vermischt hat.

2) Die Kokoskörner, Fischkörner, Levantische Kokelkörner. (Menispermum cocculos, *Linn.* Tuba baccifera, *Rumpf.*) Diese kleinen, grauen, runzlichen, nierenförmigen Erbsen, mit einem scharfbittern Kerne, wachsen auf einem Nachtschattenbaume in Aegypten und Ostindien, und reizen heftig zum Erbrechen und Abführen. Viele vergiften Katzen und Hunde damit, und im Wasser betäuben sie die Fische dergestalt, daß sich diese mit den Händen erhaschen lassen; doch untersagen die Gesetze dergleichen Fischfang, weil der Mensch durch den Genuß solcher Fische in Gefahr gesetzt wird. Eben so unsicher ist die Mischung von einem halben Quentchen der Kokelkörner mit einem halben Scrupel Salmiak, indem einige diese Masse in den hohlen Zahn stecken, um damit die Heftigkeit der Zahnschmerzen zu betäuben. Der innere Genuß hat bey Personen Bauchflüsse mit Ohnmach-

ten veranlaßt, aber von tödtlichen Folgen hat man, vielleicht bey kleinen Dosen, bisher noch keine Erfahrungen aufzuzeigen.

3) Der Gerberstrauch mit Myrtenblättern. (Coriaria Myrtifolia, *Linn.*) Sein Vaterland ist Spanien, Frankreich und Italien, wo er einen vier Fuß hohen und buschigen Stängel treibt. Die Blätter sind eyrund, und die Frucht eine Birne, davon Ziegen und Lämmer taumelnd werden, Krämpfe bekommen, und sich berauschen. Der Mensch verfällt auf den Genuß der Beere in Epilepsie, welche oft wieder kommt, und sich mit dem Tode endigt.

§. 71.

Der Kirschlorberbaum.

Der Kirschlorberbaum. (Prunus laurocerasus, *Linn.*) Er hat zwey Drüsen unten an jedem Blatte, und auch die Rinde hat grüne, erhabene Warzen. Die Blätter sind dick, dunkelgrün, wohlriechend, lang, lanzenförmig, am Rande ausgezähnt, von der Figur der Lorberblätter, und vom Geschmacke der bittern Mandeln, daher man sie in Milch kocht, und zum Thee gebraucht. Am Blattstiele befinden sich zwey oder drey Paar braune Drüsen. Die Blumen machen längliche Büschel. Die Krone besteht aus fünf weißlichen Blättern, die glockenförmig anzusehen sind, und zwanzig Staubfäden enthalten. Die Blüthezeit fällt in den May oder Junius. Die Früchte sind fleischig, rund, mit einer Spitze, und der Kern besitzt eine angenehme Bitterkeit. Die Blumen und Blätter sind wohlriechend. Daß aber das Abkochen der Blätter äußerst gefährlich werde, ersieht man daraus, weil man von ihnen ein Giftwasser destilliren kann, mit welchem sich ein Goldmacher in England ums Leben brachte. Die fetten Theile der Milch und das starke Aufkochen mildert indessen das Gift der Blätter, wel-

ches das Feuer zum Theil verflüchtiget, zum Theil die fetten Theile in die Enge bringt. Zwey Löffel des abgezogenen Wassers machen Epilepsie, Schaum vor dem Munde und geschwinden Tod. In der That ist hier fette Milch das Gegengift. In den Leichen findet man die Lunge und Niere ganz entzündet, und die Schlagadern fast ohne Blut.

Das Kirschlorberwasser, dieses neuere und schärfste Magengift nach Fontana, erregt die heftigsten Krämpfe, und das Thier wendet sich von einer kleinern Dose mit dem Kopfe gegen den Schwanz unter entsetzlichen Verzerrungen. In diesen Krämpfen stirbt es. Als Klystier tödtet es ebenfalls Thiere unter den heftigsten Darmkrämpfen. Zwey Theelöffel voll des Wassers waren genug, daß Kaninchen von der Mittelgröße in dreyßig Secunden in Krämpfe verfielen, und in einer Minute starben. Von mehr Wasser sterben Thiere ohne allen Krampf, und wie vom Blitz getroffen, augenblicklich. Bestrich man einen entblößten Muskel mit dem Wasser, so fuhren Krämpfe auf, und das Thier starb. Und dennoch wirkt es innerlich gegeben, selbst in viel kleinerer Dose, heftiger und schneller.

Weder Nattergift, noch das Pfeilgift der Amerikaner Tikunas, beschädigt entblößte Nerven, ob sie gleich ins Blut übertragen und auf der Stelle umbringen. Destillirt man die Blätter des Kirschlorberbaums ohne zugegossenes Wasser, so bekommt man einen Geist, der in kleiner Dose ein Thier sogleich hinrichtet. Den Geist und Wasser von frischen Blättern nochmahls abgezogen, findet man gar nicht schädlich. Wie geht das zu? Der Geist, dem man noch nicht Zeit gelassen, das wesentliche Oehl steigend zu machen, d. i. der Geist, von dem man sein Oehl noch nicht geschieden, tödtet verschluckt in kurzer Zeit, und der rectificirte thut es auf der Stelle.

Zwey Tropfen seines Oehls brachten Kaninchen geschwinde, und mehrere Tropfen ein indianisches Schwein um. Ein Leinwandstreif mit dem Kirschlorberöhle getränkt und in den Schnabel der Tauben gesteckt, tödtete sie schnell. In Schenkelwunden schadete es den Tauben nicht. Und dennoch bringt es als Magengift kleine junge Thiere früher, große und alte Arten später um, und es ist als Wundgift unkräftig. Selbst das an der Sonne eingetrocknete Kirschlorberöhl tödtet mit wenigen Granen. Ein Extract verursacht keinen merklichen Nachtheil. Von einigen Granen des branstigen Oehls erbrachen sich Thiere, aber sie büßten nicht ihr Leben ein. Folglich steckt das Gift weder in den Geruchs- noch Geschmackstheilen der Lorberkirschblätter, die ich oft, in Milch abgekocht, wegen des angenehmen Geruchs und Geschmacks nach Mandeln, zum Thee ohne Schaden getrunken. Folglich kennt man die wahren Giftbestandtheile derselben noch zur Zeit nicht; und was thut das Feuer oder Alter an dem Oehle, so das allgemeine Gegengift gegen alle Gifte der ganzen Natur ist, daß es im Kirschlorberöhle durch den Magen nicht Krämpfe, wie andere Oehle stillt, sondern Todeskrämpfe hervorbringt? Ist es die zarte Anhänglichkeit an die Magenfasern, an das Nervengeschlecht, die ihre Spannungskräfte und das Reizbare, diese Hauptkraft des thierischen und vegetabilischen Lebens, schnell auflöset? Und dennoch hängen sich die medicinischen Gewächsharze stärker an die Fasern an, und reizen sie noch zum Purgiren, obgleich Harze eingetrocknete und concentrirte Oehle sind. Und doch tödten etliche Tropfen des Kirschlorberöhls, so man Thieren in den Hals streicht, ohne den Schlund oder Magen selbst zu erreichen, den Augenblick; vielleicht, weil die flüchtigsten Oehltheile mit dem Athem in die Lunge eindringen. Und so würde dieses Gift noch phlogistischer

als die Dünste der Leichengewölbe, oder doch eben so durch das Ersticken tödten; denn das Oehl tödtet nicht einmahl durch grössere Dosen, nicht einmahl langsam durch die Wege der Wunden.

Wenn man etliche Tropfen des Kirschlorberöhls Thieren in die Augen streicht, so fallen sie nach wenigen Augenblicken um und sterben. Wäre man im Stande dieses Oehl unmittelbar am Herzen anzubringen, so hat man Ursache zu vermuthen, daß die Thiermaschine mit einmahl stille stehen müßte, weil es eine wesentliche Eigenschaft dieses Oehls ist, allen Muskelfasern sogleich ihre Reizbarkeit zu benehmen. Ein Tropfen Oehl, den man aufs Herz der Frösche fallen ließ, hemmte im Niederfallen den Herzschlag so vollkommen, daß man ihn durch keine Nadelstiche wieder hervorbringen konnte. Der Geist thut eben das, aber weder so schnell, noch so nachdrücklich. Das an das entblößte Froschgehirn gestrichene Oehl wirkt mit eben so tödtlicher Gewalt. Selbst Schlangen, welche man fünf Tropfen Oehl zu verschlingen zwang, verloren den Augenblick alle Bewegung, und in zwey Minuten waren sie todt, ohne durch Stiche die Reizbarkeit wieder zu bekommen. Vierzig Tropfen tödteten durch eine Schwanzwunde eine Schlange in zehn Minuten. In Italien verkauft man dieß Oehl unter dem Nahmen des Bittermandelöhls öffentlich. Welche Gefahr für die Menschheit! Wie viele Gifte aus concentrirten Speisen und Dingen kann die Zeit noch entdecken.

§. 72.

Die Krähenaugen, das unechte Schlangenholz, der Oleander.

1) Die Krähenaugen, (Strychnos nux vomica, *Linn.*) Alle Theile dieses Baumes, der auf Ceylon wächst, sind an sich sehr bitter, und es beträgt die Stamm-

dicke einige Lachter. Die Blumenkrone ist weißlich, der Kelch grün. Die Beeren sind gelb, rund, zerbrechlich oder holzig, von weichem weißen Marke und glattem, grauen sehr bittern Samen, aus dessen Nabel krumme Haare herauslaufen, und welches die eigentliche Brechnuß oder das Krähenauge ist, welches ein bekanntes Gift gegen Ratzen und Mäuse zu seyn pflegt, so wie Hunde, Katzen, Aenten und Krähen davon sterben. Ihr Genuß erregt bey Menschen Ekel, Erbrechen, heftigen Durst, Durchfall, Bangigkeit, schnelle Entkräftung, Krämpfe, Steifigkeit der Gelenke, Unempfindlichkeit, kalte Schweiße und den Tod. Die Läppen verschlucken ein halbes Krähenauge im Wasser oder Branntwein gegen die Kolik. Geröstet und nach fortgeschafften Haaren, dann zerrieben und mit Weingeist ausgezogen, gebraucht man sie gegen die Würmer, in der Milzsucht, in Wechselfiebern und krebsartigen Geschwüren innerlich. Die Indianer machen aus dem in Wasser gekochten Samen ein gutes Lampenöhl. Man gab einem jungen Hunde ein halbes Quentchen geraspelter Krähenaugen in Milch ein. Nach einer Viertelstunde schüttelte derselbe oft den Kopf, er zitterte wie vor Kälte, er erbrach die Milch ungeronnen, lag erstarrt, bekam Krämpfe, streckte die Zunge aus, schwoll und litte zweystündige Krämpfe. Als man ihn halb todt öffnete, fand man die Magenmündungen fest geschlossen, den Magen selbst ausgedehnt, voll Milch und Schleim, doch ohne Entzündung; das Blut war hellroth und nirgends geronnen.

2) Das unechte Schlangenholz. (Strychnos colubrina, *Linn.*) Das Holz dieses Baumes betäubt, macht Sinnlosigkeit und Zittern; wenn es aber mehrere Jahre alt und völlig ausgetrocknet ist, so ist es nur bitter, und behält auch diese Bitterkeit, es mag noch so alt werden, aber das betäubende Wesen geht gänzlich ver-

loren. Das Holz ist unter dem Nahmen Lignum colubrinum, Schlangenholz bekannt. In Indien schnitzelt man Becher von diesem Holze, die dem Wasser, was nun so eben hinein geschüttet ist, sogleich einen starken, bittern Geschmack mittheilen sollen, und dergleichen Becher sollen diese Eigenschaft beständig behalten.

3) Der Oleander. (Nerium Oleander, *Linn.*) Er wächst in Ostindien an feuchten Stellen acht Fuß hoch, bey uns wird er in Treibhäusern erzogen. Die Blätter sind glänzend, ziemlich lang, wie Weidenblätter, überall gleich breit, und erhalten sich immer grün. Die süßlich riechenden Blumen blühen den Sommer über. Die Krone ist rosenroth oder weiß und der Same fädrig. Alle Theile sind sehr bitter und am Geschmacke scharf. Aber man hat wenig Nachrichten von den tragischen Wirkungen desselben.

§. 73.

Von den Nachtschattenarten.

1) Die Wolfskirsche. 2) Der Tobak.

1) Die Belladonna, Wolfskirsche, Tollkirsche, Waldnachtschatten, Tollkraut, Teufelsbeere, Wuthbeere, tödtlicher Nachtschatten. (Atropa Belladonna, *Linn.* Solanum lethale, *Clusius.* Solanum somniferum, *Lobel.* Solanum furiosum, *Matthioli.* *Lumnitzer* Fl. Poson. Ung. Farkas-tseresne, Lulok, Mérges-fekete-tsereszne. Slav. Nemnica, Lilek blaznivy, Lilek wetssj.)

Diese Pflanze, nachdem sie einige Jahre hindurch perennirt, wächst in Gebirgen, schattigen Waldungen und Schlageholzungen, und blühet im Julius und August. Die Wurzel ist lang und dick und der Stängel dünn, etwa vier oder fünf Fuß hoch, dunkelroth

und zu Aesten ausgebreitet. Die Blätter sind fünf bis sechs Zoll lang, rund, derb, gespitzt, dunkelgrün, von unten etwas hellgrün, weich, haarig, groß ohne Zähne. Die vielen Blumen drängen sich mit ihren Stielchen aus den Blattwinkeln hervor, und hängen nachher niederwärts; sie sind groß, glockenförmig, gestreift, inwendig purpurroth, am Grunde gelb, und von außen grünlichroth und behaart. Der Kelch ist einblätterich, höckerig, in fünf gestreifte Lappen getheilt, und fällt unter der Kirsche nicht ab. Die einblätteriche Blume öffnet sich mit einem ovalen Schlunde, dessen Rand absteht, in fünf fast gleichförmige Lappen, enthält fünf Staubfäden wie Pfriemen gebogen, der Eyerstock ist halb eyrund, der Griffel ein gebogener Faden, der Staubweg knöpfig, und die Kirsche oder große Beere, für die man alle Näscher und insonderheit Kinder nicht zu viel warnen kann, ist kegelrund, zweyfächerig, glänzend, und der häufige Same darin nierenförmig, klein und getüpfelt.

Eine Menge tragischer Berichte, die alte und neue Schriften von den giftigen Eigenschaften der durch ihr schönes Ansehen und den süßen Geschmack verführenden Wolfskirsche bekannt gemacht haben, versichern uns von ihrer Schädlichkeit, und bestätigen ihr Gift hinlänglich, womit das dänische Kriegsheer des Sveno durch die Schotten, die den Saft der Kirsche unter das Getränk mischten, unglücklicher Weise eingeschläfert, und durch einen Ueberfall zu Grunde gerichtet wurde.

Die Schafe genießen das Kraut ohne Nachtheil, obgleich die Wurzel und Blätter ebenfalls giftige Bestandtheile enthalten. Der Genuß der Kirsche entzündet den Magen und Schlund zum Krampfe, Durste, Erbrechen, Aufschwellen, Kopfschmerzen, Blindheit, Wahn-

witz; er zieht Berauschung, Schwindel, Schlafsucht, Zittern und den Tod nach sich.

Die Leichen der Unglücklichen gehen sehr schnell in die Fäulung über; sie laufen ganz gewaltig auf und werden gemeiniglich hart; an den Spitzen der Finger, in dem Gesichte, auf der innern ganzen Seite, oder über den ganzen Leib werden sie schwarzblau, oder sind mit Brandflecken gleichsam besäet, aus allen Oeffnungen des Leibes, besonders aus dem Munde, Nase und Ohren fließt Blut oder Schaum, rothgelbes scharfes Wasser hervor; die Oberhaut löst sich ab und es steigt ein unerträglicher Gestank in die Luft.

Um den Zusammenhang dieser gemeldten Zufälle zu zeigen, will ich meinen Lesern die Geschichte von einem Hirten anführen.

Ein Hirt auf dem Schwarzwalde in Schwaben fällt, durch die schwüle Hitze der Sommertage gedrungen, auf den unglücklichen Gedanken, seinen Durst mit glänzenden schwarzen Beeren zu stillen, die er für Kirschen hielt und an einer übrigens unansehnlichen Pflanze im Walde wachsen sahe. Nicht damit zufrieden, daß er seinen Magen schon im Walde mit selben überladen hatte, brachte er einen ganzen fruchttragenden Zweig davon mit sich nach Hause. Kaum war er zu Bette, so wurde er unruhig und fing an irre zu reden; seine Frau gab ihm sogleich Branntwein ein, aber bald darauf bekam er einen Schauer, entsprang aus dem Bette, verfiel in eine Raserey und von dieser in Gichter, bis er durch die letzten ermüdet, und aller seiner Sinnen beraubt, in Zeit von zwölf Stunden ein Raub des Todes wurde. Gleich zwölf Stunden darauf geschahe die gerichtliche Besichtigung der Leiche; aber auch da schon hatte die Fäulniß sehr überhand genommen, daß vor dem unerträglichen Gestanke weder Wundarzt noch andere Zeugen zugegen bleiben

wollten. Aus dem Munde, Nase und Augen strömte unaufhörlich schaumiges Blut; der ganze Körper war erstaunlich aufgetrieben, der Unterleib, der Hodensack und die Ruthe waren so hart als ein Stein anzufühlen, und da man sie öffnete, sprang ein schaumiges, stinkendes Wasser heraus, das alle Messer angriff. Das Gesicht, die Brust, der Unterleib, der Rücken, die Gliedmaßen waren dicht mit breiten, schwarzblauen Blattern besetzt. In dem Zwölffingerdarme wurde man hin und wieder blauliche Flecken gewahr; Milz und Leber waren ganz bröcklicht und verfault; das Gehirn war auch schon von der Fäulniß angegriffen und roth; alle seine Gefässe strotzten von Blut, welches überhaupt in dem ganzen Körper ganz aufgelöst und flüssiger war.

Das Gegengift sind Brechmittel, Kaffeh, erweichende und abführende Klystiere. Wurzel und Blätter preiset man zum äußerlichen Gebrauche in Umschlägen und Salben bey entzündeten Geschwulsten und krebsartigen Geschwüren an. Aus den eingeweichten Kirschen ziehen die Mahler eine schöne grüne Farbe, und man rühmt das aus den Blättern gebrannte Wasser als ein gutes Schminkwasser an. Ich würde aber doch das Wasser von der schönen Frau keiner ihrer Schwestern ohne sichere Versuche zur Schönheit zu empfehlen das Herz haben. Wier will, daß die Blätter mit unter die Salbe genommen worden, womit sich vormahls die Hexen einzuschmieren pflegten, wenn sie wie Dichter den Pegasus sattelten, und den Begeisterungsritt anfangen wollten; wenigstens waren die verliebten Entzündungen lebhafter und reeller, als der Dichter ihre, die sich durch ein Glas Bier oder Wein in den Enthusiasmus bringen müssen. Ich mache daher diese Salbe für Dichter öffentlich bekannt; aber ihre äußerliche Anwendung wird man mir verstatten, noch zurück zu behalten.

Nach Mönchs 1783 herausgegebenem Berichte von dem ganz zuverlässigen Gebrauche der Belladonna bey Menschen und Thieren gegen den Biß von tollen Hunden, sind die zwey und dreyjährigen Wurzeln zum Gebrauche am dienstlichsten, älter werden sie holzig. Man sammle sie vor der Blüthezeit, wasche sie in kaltem Wasser, reinige sie von ihren Zasern, und trockne sie auf einem lüftigen Boden, indem man die dicken spaltet, damit sie nicht schimmeln. Die ganz trockenen werden geraspelt, im Mörser zerstoßen, gesiebt, und in einem mit einer feuchten Blase verbunden Glase dauert das Pulver bis in das dritte Jahr.

Die Blätter bricht man vor der Blüthe, und man nimmt sie im andern Jahre im October nach und nach vom Stängel, um sie auf einem lüftigen Boden, auf Horden zu trocknen, und nach öfterm Umwenden in bedeckten Fäßchen zwey Jahre lang gut zu erhalten. Im innerlichen Gebrauche leisten zwey Gran von der pulverisirten Wurzel eben das, was vier Gran von den Blättern verrichten.

Zur Vorbeugung und in dem ersten Ausbruche der Wuth wirket die Belladonna vorzüglich durch den Weg des Schweißes, indem ihr durch die kleine Dose gebrochenes Gift, ehe es noch die Gehirnnerven angreifen kann, verflüchtigt, von den festen Theilen und Bestandtheilen des Blutes los macht, und durch seine Gegenwirkung, vermittelst der Wärme der Betten in Gestalt des Schweißes ausführt. Vielleicht mögen sich thierische Gifte durch Pflanzengifte und diese durch jene zerstören lassen, wenn wir nur von beyden die rechte Dose und Anwendung wüßten; wenigstens scheinen alle Thiergifte ein erhöhetes, verfeinertes, harnhaftes Phlogiston nach dem Schweißgeruche zu urtheilen, der aufs höchste getrieben, wie Phosphorus und die elektrische Materie riecht, und das Pflan-

zengift nach den betäubenden, stinkenden Pflanzen zu urtheilen, scheint ein gleiches doch vegetabilisches, phlogistisches, mit weniger Säure gebundenes Element zu seyn. Dieses beweiset das starke Aufschwellen der vom wüthenden Hunde verletzten Stelle, sonderlich von der ersten Dose der Belladonna; die zweyte Dose veranlaßt schon eine geringere Geschwulst, und bey der dritten schwillt die Wunde ganz und gar nicht auf. Was läßt sich hier anders schließen, als daß zwischen beyden Giften im Zellgewebe der Haut, Sehnen und Aderhäuten eine ähnliche Effervescenz oder Aufbrausen vorgegangen seyn muß, wie beym Laugensalze, so von einer Säure berührt wird, eine Verflüchtigung des verfeinerten Thierphlogistons oder Hundegeifers durch eine stärkere Dose vom Pflanzengifte, so demselben halbähnlich, aber dennoch immer noch ein rohes Ferment für einen gesunden Menschen seyn würde. Hingegen entgiftet es die vergiftete Stelle zu rechter Zeit, ehe das Thiergift in die Nerven des ganzen übrigen Körpers eindringen, und sich im Gehirne, der Quelle der Phlogisticität, daß ich so sage, fest anlegen und diesen selbst vergiften kann.

Bisweilen zeiget sich an dem Orte des Bisses und dessen Gegend bey dem Gebrauche der Belladonna eine Spannung. In diesem Falle setzet man das Mittel so lange fort, bis sich das Zeichen verliert; denn hier steckte noch das Thiergift, und beyde hatten sich einander noch nicht erreichen können, weil die Dose der Belladonna für die Constitution des Kranken zu schwach war. Folglich setze man die Belladonna so lange fort, bis der Schorf ganz und gar abgefallen; oder man verstärkt die Dose, so bald die Spannung wieder kommt.

Ehe man die Belladonna gibt, beobachte man folgende Vorschrift. Man wasche die Wunde, wo möglich, gleich nach dem Bisse, mit einem in Essig oder Salzwasser

getauchten Schwamme aus, lasse sie ausbluten, gebe hierauf dem Unglücklichen eine Dose vom Wurzelpulver, nach 48 Stunden eine zweyte und nach 48 Stunden eine dritte. Wenn alsdann noch Spannung empfunden wird, oder die Wunde noch nicht ganz trocken ist, so folget nach einer Pause von 72 Stunden eine Dose von fünf Pulvern der pulverisirten Blätter, so man alle Stunden eingibt.

Der Kranke nimmt das Pulver jedes Mahl in einer dünnen Hafersuppe zu sich, legt sich darauf zu Bette, und erwartet in selbem die Wirkung. Bey trockenem Halse trinke man etwas Milch, oder Wasser mit Zucker: man läßt ihn einschlafen, wenn er will, weil alle Arzneyen in der horizontalen Lage und Bettwärme geschwinder wirken. Morgens frühe lasse man ihm ein Paar warme Tassen Hafersuppe genießen, und warte den Schweiß bis zehn Uhr im Bette ab.

Wenn vom ersten Pulver ein starker Durchfall erfolgt, so setze man das zweyte so lange aus, bis sich der Durchfall gelegt hat, und halte sich wärmer. Geschieht es, daß das Sehen schwach wird, oder daß man doppelt sieht, so strenge man die Augen nicht zum Lesen an. Große Wunden belege man mit keinem klebenden oder Fettpflaster; diese treiben das Gift in die Adern zurück, da es nach unserer Absicht verdünsten soll. Selbst im Anfalle der Wuth muß der Kranke im Bette aushalten, und wenn diese Wuth schon vor dem Gebrauche der Belladonna ausgebrochen ist, so wird eine Ader am Fuße gelassen, und die Dose verstärkt, die man ihm in einer Pflaume beybringen muß.

Für schwächliche, zärtliche ist die Dose um ein oder zwey Gran kleiner. Der Verfasser versichert, bisher hundert und zwanzig von wüthenden Hunden gebissene oder begeiferte Personen durch die Belladonna auf besagte

Art mit gutem Erfolge besorgt zu haben. Er gibt einem einjährigen Säuglinge zum ersten Pulver ein Gran, zum zweyten und dritten anderthalb Gran Wurzel in der Muttermilch ein. Ein Kind von zwey Jahren bekommt jedes Mahl zwey Gran. Bey Kindern von sechs bis sieben Jahren steigen die Dosen von 4 1/2 Gran bis 5 und 5 1/2 Gran. Das zwölfjährige Alter verlangt 6, 7, 8 Gran. Ein Alter von 14 bis 16 Jahren 6 1/2, 7 1/2, 8 1/2 Gran. Von 17 bis 18 Jahren 10, 12, 13, 14 Gran. Frauenspersonen bekommen etwas weniger. Nach 50 bis 60 Jahren nehmen die Dosen wieder ab, sie sind alsdann 6, 8 und 9 Gran, und für Schwangere 3 bis 3 1/2 Gran.

Für ein dreyjähriges Pferd, so gebissen worden, bestimmet der Verfasser der kleinen Schrift, nach dem letzten Abendfutter fünf Dosen von getrockneten Blättern, für die erste Dose fünf Loth, zur zweyten 6, dann nachher jedes Mahl 8 Loth. Einem Füllen 2, 3, dann 3 1/2 Loth.

Eine höchst nöthige Vorsicht ist, daß das Auswaschen der Wunden mit Essig, mit angezogenen Handschuhen und einem an ein Hölzchen aufgebunden Schwamm geschehe; man wasche sich nachher die Hände rein mit Seife, und verbrenne die Lappen. Der kleinste Geiferflecken erhält seine fürchterliche Vergiftung an Kleidern viele Jahre lang. Man mischt den Pferden die klein geschnittenen Blätter der Belladonna unter den Hafer. Andern Thieren wird ihr Pulver in Wasser eingerührt, und durch eine Bouteille in den Hals gegossen. Nach dem Genusse des Mittels fasten Menschen und Thiere einige Stunden, und man reite das Pferd ein Paar Stunden, doch ohne es zu erhitzen, und halte es im Stalle darauf durch eine Decke wärmer, als sonst.

Dem Rindviehe gibt man fünf Dosen nach dem

Abendfutter und wie dem Pferde alle 24 Stunden eine Dose. Man fängt mit 1 1/2 Loth an, und es folgen 2 Loth nach einander; für trächtige Kühe sind 1 Loth bis 1 1/2 Loth hinlänglich, die man ihnen mit braunem Kohle vermischt in den Hals steckt. Jedes kranke Vieh bindet man von dem übrigen abgesondert an. Diejenigen Personen, welche sich mit dem Eingeben beschäftigen, nehmen bey der Darreichung der dritten Dose selbst eine Dose nach der Vorschrift ihres Alters ein; dieses versichert sie gegen alle Besorgnisse.

Eine Ziege bekommt 1 1/2 Loth bis 2 Loth; das Schaf 1 bis 2 Loth Blätter; der Hund von der Wurzel 30 Gran alle 24 Stunden; er fastet angebunden 8 Stunden, und man bringt ihm das Mittel in Brühe oder Butterbrot bey. Einem Schweine reiche man 60 Gran von der Wurzel im Mehlteige alle 24 Stunden, so wie den Gänsen und welschen Hühnern 10 Gran im Brote.

Die Schäfer gebrauchen sie mit Nutzen bey dem Bisse von tollen Hunden, in dem so genannten Spreu, in Augenkrankheiten, vornehmlich in Entzündungen der Augen. Schon die alten Aerzte bedienten sich seiner Wurzel und der Blätter äußerlich als eines zurücktreibenden, schmerzstillenden und zertheilenden Mittels, und in neueren Zeiten verordneten sie auch den innerlichen Gebrauch der Blätter unter mancherley Gestalten, zu wenigen Granen gegeben, in Verhärtungen und krebsartigen Geschwüren der Brust; in verhärteten Drüsen der Zunge und der Gedärme; in Geschwüren der Schenkel, die von dem Bisse wilder Thiere kommen; in der Tollheit, Schwermuth und ähnlichen Krankheiten; in andern Unordnungen der Nerven; in anhaltendem Erbrechen; in einem trockenen und vornehmlich in einem Krampfhusten; in einer langwierigen Gelbsucht und langwierigem Catharr, und glaubten, bey einer nie genug zu empfehlenden Be-

hutsamkeit die herrlichsten Wirkungen darauf zu bemerken. Allein der unglückliche fruchtlose Erfolg in andern Fällen machte andere schüchtern, und ließ sie an diesen hochgepriesenen Heilkräften zweifeln. Auch den Saft der Beeren mit einer hinreichenden Menge Zucker zu einem Syrup gemacht, prieß schon Conrad Geßner als ein schmerzstillendes Mittel in Bauch- und Blutflüssen an; verwegener ist die Gewohnheit der Dithmarsen, welche den Wein, in welchem sie die Beeren gequetscht und eingeweicht haben, gegen das Gliederwehe gebrauchen.

In Gärten zieht man diese Pflanze theils durch den Samen, theils durch junge Pflanzen. Man säet den um Michaeli reifen Samen der schwarzen Beere, so man durch lose Linnenlappen auspreßt und an der Sonne trocknet, in etwas feuchte, für die Nordwinde durch Zäune oder Gebäude gesicherte, zwey Mahl umgegrabene, mit kurzem Miste gedüngte, von Unkraut gereinigte, klein geharkte Erde, zu Ende des Octobers dünne ein; man harkt ihn unter die Erde, bedeckt die Rabatte im Anfange des Novembers mit Mist gegen den Frost, schafft im Frühjahre den Mist wieder fort, und begießt die Stelle, wenn diese trocken ist. Im Junius geht der Same fast wie Petersilie auf; die Pflanze treibt fast wie eine Tobakspflanze, und erreicht die Kraft zu blühen selten im ersten Jahre. Zu Ende des Octobers schneidet man die kleine Staude über der Erde ab, man schafft das Unkraut fort, bedeckt den Platz mit dem Wintermiste, und erwartet den neuen Trieb mit seiner blaulichten Farbe, die Purpurblüthe und die schwarzen Kirschen, für die man alle Näscher, und insonderheit Kinder nicht zu viel warnen kann. Junge einjährige Pflanzen, oder nicht zu dicke Wurzeln verbessert man, wenn man eine Pflanze

von vier bis sechs Blättern in gute Erde, in den Schatten verpflanzt, und oft begießt.

§. 74.

Der Tobak. (Nicotiana.)

Das ganze Geschlecht dieser in allen Welttheilen naturalisirten Pflanze stammt eigentlich aus Amerika her. Die Spanier entdeckten diese Pflanzen zuerst auf der Insel Tabago, und von da wurde sie in den königlichen Garten nach Lissabon gebracht, wo sie der gelehrte Arzt Hernandus de Toledo sehr sorgfältig wartete, ob er gleich keine Kenntniß von ihren Kräften hatte. Da Johann Nicotius im Jahre 1559 als Gesandter des Königs von Frankreich an den portugiesischen Hof kam, und den königlichen Garten in Lissabon besahe, wurden ihm von dem Aufseher dieses Gartens einige Tobakspflanzen zum Geschenke überreicht, welche hernach der Gesandte in seinen Garten verpflanzen ließ, wo sie sehr gut fortkamen. Nachdem er bald darauf gehört hatte, daß ein junger Edelmann, welcher an der Nase verwundet, und durch den ausgepreßten Saft dieser Pflanze wieder geheilt worden war, so machte er hierauf ebenfalls einen Versuch, eine an seinen Fingern erhaltene Wunde zu heilen, welches ihm auch binnen einer Zeit von fünf bis sechs Tagen glückte. Hierauf schickte er Samen von dieser Pflanze, nebst einer Nachricht von ihren Eigenschaften an die Königinn von Frankreich Catharina de Medicis, welche diesen Samen gehörig aussäen, und mit den daraus gewachsenen Pflanzen ähnliche Versuche anstellen ließ, welche auch eben so, wie in den vorigen Fällen, die Kraft des Tobaks bewiesen, daher die Königinn befahl, daß man dieses Gewächs nach ihrem Nahmen benennen sollte. Hingegen in Portugal, wo man zuerst die heilsame Wirkung des Tobaks kennen ge-

lernet hatte, nannte man ihn Gesundheitskraut; und die Gelehrten, welche dem Nicotius ihre Dankbarkeit für die Bekanntmachung dieser Pflanze bezeigen, und seinen Nahmen unsterblich machen wollten, belegten den Tobak mit dem Nahmen Herba Nicotiana. Dieses gab Gelegenheit, daß der Admiral Dracke in dem Jahre 1564 den Tobak nach England brachte. Der Cardinal de Sante Croce theilte ihn den Einwohnern von Rom mit, und Alphonsus Tornabon machte ihn in den übrigen Gegenden von Italien bekannt. Aus diesen Ländern wurde er in der Folge zu uns nach Ungarn gebracht, und bald darauf zum Rauchen und Schnupfen gebraucht, wozu ohne Zweifel die Heilung einer Wunde an der Nase die erste Gelegenheit gegeben hat.

Die ganze Oberfläche desselben schwitzt ein klebriges Wesen aus, und ihre Ausdünstung wird in verschlossenen Zimmern betäubend und einschläfernd. Die Blätter sind saftig, groß, ohne Randzähne. Der Saum der Blumenkrone legt sich in Falten zurück, und ist trichterförmig, und das Samengehäus, welches zwey trockene Schalen ausmacht, enthält eine große Menge von kleinen, braunen Samen.

Man wird mir vielleicht die täglichen Erfahrungen entgegenhalten, wenn ich den Tobak und seine verschiedenen Arten unter die Gifte zähle; man wird mir sagen: wenn der Tobak ein wahres Gift ist, warum äußert er bey so vielen Menschen, die ihn oft in so großer Menge rauchen, kauen oder schnupfen, gar keine schädlichen Wirkungen, daß sie sich vielmehr besser darauf zu befinden glauben?

Erstlich gilt das, was ich hier sage, vornehmlich von der noch frischen und unveränderten Pflanze; von dieser belehrt uns schon der häßliche Geruch, die betäubende und einschläfernde Kraft, welche eine bloß mit ih-

ren

ren Dünsten angefüllte Luft äussert, die nahe Verwandtschaft mit Gewächsen, deren giftige Eigenschaften entschieden sind, daß wir Ursache genug haben, sie unter die verdächtigen Pflanzen zu zählen; und noch mehr zeigt sich dieses dadurch, daß sie, wenn sie auch nur in geringer Menge hinunter geschlungen wird, Schwindel, Betäubung, Berauschung, Ekel, Erbrechen, Bangigkeit, Unempfindlichkeit, Sinnlosigkeit verursachet. So erfolgte von siebzehn Pfeifen, die jemand ausrauchte, der Tod.

Ich läugne nicht, daß durch die verschiedenen, oft sehr einfachen Beitzen, Brühen und andere Körper, welche dem Tobak bey seinen verschiedenen Zubereitungen zugesetzt werden, seine natürlichen Kräfte in etwas geändert werden, und daß sowohl dadurch, als noch mehr durch das Abtrocknen, das narkotische Gift geschwächt wird, ohne es ganz zu zerstören. Die Erfahrung lehrt es, daß das Novitiat der Tobaksraucher, den Uebelkeiten, dem Schwindel und Erbrechen unterworfen ist, und man weiß, daß Schnupftobak mit Butter gemischt, und in der Raude auf den Kopf geschmiert, Schwindel und Erbrechen hervorgebracht hat, und der beste Tobaksraucher versuche es, ein Paar Pfeifen von dem türkischen oder anderm ungepeitzten Tobake zu rauchen, so wird er immer noch Uebelkeiten und Reize zum Erbrechen empfinden. Und kurz: auch die längste Gewohnheit ist nicht fähig, das Gift im Tobaksrauche für die Lunge und Nerven unschädlich zu machen; denn dieser löset die ganze Pflanze auf, und verflüchtigt das betäubende Oehl der Pflanze. Der Tobaksrauch erhitzt das Blut und den Speichel mit seinem flüchtigen und branstigen Oehle, und die geräucherte Zunge verliert das Feine des Geschmacks; das langsame Gift lähmt allmählig die Nerven; der Rauch verletzt die Augen, und verunreinigt die Luft der Zimmer; der Schnupftobak reizt die Schlagadern des Gehirns zu

übermäßigen Absonderungen; aber die Mode entschuldigt dieses narkotische Gift in Europa, und empfiehlt das Opium den asiatischen Völkern. Und dennoch ist keine Mode so allmächtig, daß sie ein gewohntes Gift mit der Zeit zum Nahrungsmittel machen konnte.

Ich übergehe hier den Anbau dieses Gewächses. Leser, die sich darum bekümmern, finden in Select. oecon. phys. 11. Band. S. 264. u. f. und in andern landwirthschaftlichen Schriften ihre Befriedigung.

1) Der große, breitblätterige, rothblumige, virginische Tobak. (Nicotiana Tabacum, *Linn.*)

Seine Blätter sitzen ohne eigene Stiele am Stängel, sind glänzend, blaßgrün, ziemlich lang, breit, eyförmig, und endigen sich zu einer Spitze oben und unten. Der fünfblätterige Kelch ist blaßgrün, aber die Blume erst eine dünne, lange, weißliche Röhre, welche einen Knopf macht, der bis zur Krone blaßcarminröthlich wird, und fünfspitzige Sternausschnitte zeichnet, mit denen sich die Kronenmündung öffnet. Der Griffel endigt sich in einen grünen Knopf mit einer Narbe. Die fünf Staubfäden sind graugelb, und die ganze Blume zwey Zoll lang. Das Samengehäus macht einen braunen Kegel aus. Die Blüthezeit währet vom May bis in den August. Diese Art ist die geringste und gemeinste. Aller Tobak verlangt gute Erde, Raum und Schatten.

2) Der türkische Tobak, kleiner Tobak, Bauerntobak. (Nicotiana rustica, *Linn.*)

Dieser wächst nicht zu der Höhe des vorigen gemeinen. Die Blätter sind kleiner, hängen an eigenen Stielen und sind ganz eyrund, spitzig und breit. Die Blume macht, wie die Schlüsselblume, eine gelbgrüne, stumpfe, zurückgeschlagene, zehnrädige Krone, deren Hals

von fünfspitzigen Kelchen meist verdecket wird. Er blüht im Sommer, und ist der Wirkung nach gelinder als die übrigen Arten. An der Spitze des dicken Stängels sitzt der Blumenstrauß.

3) Der Jungferntobak. (Nicotiana paniculata, *Linn.* Ung. Bassa dohány.)

Dieser wächst drey Fuß hoch, und wird dem türkischen ähnlich. Die Blätter sind herzförmig, das Samengehäus spitzig, und die lange, enge, cylindrische Blume beschreibt eine keulenförmige, bleichgrüne Röhre mit einem kurzen, stumpfen Saume. Die Wirkung ist unter den übrigen Arten die gelindeste.

4) Der Soldatentobak. (Nicotiana glutinosa, *Linn.* Ung. Kapa-dohány.)

Die Blätter sind wie an dem Jungferntobake, nur daß Blätter und Stängel haarig werden, und klebrig sind. Die Blumen setzen lange Traubenkämme, und haben die Figur von den gemeinen. Ihre Krone stellet den weit aufgesperrten Rachen eines Thieres vor. Er riecht und wirkt stärker, als alle anderen Tobake.

Die rohen, ungebeitzten Blätter des Tobaks dienen zu reizenden Klystieren, oder auf äusserliche Wunden aufzulegen. Wenn ihnen durch starkes Abkochen die narkotische Kraft, oder das flüchtige, betäubende Oehl genommen ist; so findet man den Tobaksextract, zu zwey bis vier Gran, in dem Keichhusten, und im Husten der Schwindsüchtigen von wichtigem Nutzen. Den Rauch wendet man in den hartnäckigsten Darmverstopfungen und bey Ertrunkenen an. Ob die oft widersinnigen Formeln der Tobaksbeitzen die Gesundheit ganzer Nationen auf das Spiel setzen oder nicht, das wäre für jede Regierung, um es auf das genaueste zu untersuchen, dringende Staatspflicht; zumahl da diese Pflanze, nach dem

Getreide, zu einer der gemeinnützigsten Waaren des Staats geworden ist.

§. 75.

Die Zaunrübe, weißer Enzian.

Die Zaunrübe, Gichtrübe, Gichtwurz, Zaunrebe, Teufelskirsche, weißer Enzian, wilder Zitwer, Schwarzwurz, weißer Widerthon, weiße Weinrebe. (Bryonia alba, *Linn. Lumnitzer.* Flor. Poson. Ung. Földi-tök. Slav. Posed, Zaplotnjk)

Dieses sehr wuchernde Unkraut schlingt sich an den Hecken und allen Gesträuchen in die Höhe. Es blühet im Junius und Julius. Seine Wurzel ist sehr groß, weiß, ästig, rübenartig, ihrer Länge und Rundung nach gestreift, markig, bitter, und riecht wie der Mohnsaft. Der Stängel ist weich, eckig, mit stechenden Haaren besetzt, über sechs Fuß hoch, und seine Schraubengabeln hängen sich wie die Weinreben an alles, was sie erreichen können. Die Blätter sind weißhaarig, dunkelgrün, in fünf Dreyeckslappen getheilt, auf beyden Seiten scharf und rauch, wechseln auf Stielen, und gleichen fast den Weinblättern. Die Gabeln drehen sich schneckenförmig. Aus den Stielwinkeln brechen die traubenförmigen bestielten Blumen dergestalt hervor, daß die männliche und weibliche Blume, jede ihre besonderen Stiele einnimmt. Die Farbe der Blumen ist blaßgelb und grüngeadert, und die Traubenbeeren rund, wie Erbsen groß, erst glänzend dunkelgrün, und zuletzt schwarz. Die Krone ist bald schmutzig weiß, bald gelblich, und mit grünen oder röthlichen Streifen versehen, und fünflappig. Der Kelch und Blume stellen eine Glocke von fünf ovalen Lappen vor; die drey Staubfäden sind nur kurz, und die fünf Staubsäcke paarweise in einan-

der gewachsen. Der weibliche Eyerstock befindet sich unterhalb dem Kelche. Der Griffel ist dreyspaltig, der Staubweg gekerbt. Der Same ist eyförmig, und in der Beere angewachsen.

Die saftige, mehlige, bittere, übelriechende, ekelhaft scharfe Wurzel, so nebst Beeren und Samen officinell ist, wirket insonderheit durch ihren harzigen Bestandtheil, und gibt dem Betrüger Anlaß, sie bald als Alraunwurz, bald für die Mechoakanna auszugeben. Sie macht, wenn sie frisch gebraucht wird, heftiges Erbrechen, Abführung, Wahnwitz, Sinnlosigkeit, Bangigkeit und Schwindel. Ein Aufguß davon kann bloß in der Wassersucht, in der Raserey, Engbrüstigkeit, in der Epilepsie und hartnäckigen Verstopfungen der Gedärme durch einen vorsichtigen Arzt Nutzen stiften. Schon Abano zählte sie unter die Gifte, auch Nicolai behauptet dieses. Aus eben dieser Wurzel kann man nicht nur Stärke, sondern sogar, nachdem man sie durch verschiedene Kunstgriffe aller ihrer Schärfe beraubt hat, Mehl, und aus diesem Brot machen.

Die Pflanze tapeziert zwar als ein Sommergewächs alle Wände; sie erstickt aber dagegen andere lebendige Hecken, vermöge ihrer zudringlichen Umarmungen, und gibt zugleich einen unangenehmen Geruch von sich, der betäubend ist.

§. 76.

Die Doldengewächse.

Der Kälberkropf.

Die Arten des Kälberkropfes riechen etwas unangenehm. Ihr hoher Stängel ist inwendig hohl, die Wurzel fleischig. Die fünf bis zehn kurzen, lanzenförmigen, hohlen, niederwärts gebogenen Blätterchen sind fast so

lang als der besondere Schirm. Die weiße Blumendold ist groß, und macht herzförmige Blätter.

1) Der wilde Kälberkropf, wilder Kerbel, Buschmöhre, Scheer, wilder Myrrhenkerbel, Kuhpetersilie. (Chaerophyllum silvestre, *Linn. Lumnitzer.* Flor. Poson. Myrrhis sylvestris, *Tour.* Cicutaria Offic. Slav. Myrrha Bylina.)

Ein gemeines Unkraut in Gärten, auf Wiesen, an Zäunen und Bauernhäusern, welches schon im May mit seiner weissen Dolde mitten unter dem Grase blühet. Es hat einen etwas widrigen Geruch. Die Wurzel ist dick, weiß, lang, scharf, gewürzhaft, glatt, gefurcht, ungeneckt, überall gleich dick; der Stängel dick, hohl, und etwas haarig oder glatt, und ohne Flecken; die oft zwey Fuß langen Blätter sind glatt, doppelt gefliedert, und bestehen aus länglichen, oft eingeschnittenen Blättchen. Der besondere Schirm der weißen Blümchen besteht aus fünf bis zehn kurzen, lanzenförmigen, hohlen, niederwärts gebogenen Blättchen. Die eigentlichen kleinen Blümchen haben fünf herzförmige, eingebogene Blätter, und die fünf Staubfäden sind einfach. Die Frucht ist langeyrund, zugespitzt, glatt, und enthält zwey längliche flach erhobene Samen.

Man bedient sich in Kamtschatka des Kälberkropfes zur Speise, und bey uns wird derselbe nur als ein unschädliches Futter für das Hornvieh und Esel gebraucht. Seine Wurzel soll dem Vieh in Siberien tödtlich seyn. Mit den Blumen läßt sich Garn und Wolle grün und gelb färben. Die im Winter ausgegrabene Wurzel bringt im Menschen Wahnwitz, tiefen Schlaf, Trägheit, Bangigkeit, Berauschung und Wuth hervor. Man weiß aber von keinen tödtlichen Beyspielen. Das Gewächs selbst verräth einen fruchtbaren Boden.

2) Bolliger Kälberkropf, Peperlein, Rübenkerbel, Erdkastanie. (Chaerophyllum bulbosum, *Linn.* Cicutaria bulbosa, *Bauh.* Myrrhis foetens, *Riv. Lumnitzer.* Fl. Poson. Ung. Magyoró-salâta, Baraboly, Mihály-Kamonya, Bubolyitska)

Er wächst an grasigen Stellen und Hecken, und blüht im Junius. Seine Wurzel ist fleischig, erst birnförmig, dann länger und holzig, mehrentheils eyförmig zugespitzt. Der sechs Fuß hohe Stängel wird hohl, ist mit gelbrothen und braunen Flecken besprengt, von der Erde bis zum zweyten Knoten behaart, weiter hin aber glatt, und an den Knoten aufgeschwollen. Die etwas haarigen Blätter sind drey- und mehrfach zertheilt, und in feine, längliche, glatte Blättchen ausgeschnitten. Stiele und Nebenäste sind von untenher mit langen weißen, herabhängenden Haaren bewachsen, und die Blumendolde weiß. Die Samen sind glatt, und haben viele braune Furchen. — Der Same soll Kopfschmerzen und Schwindel verursacht haben; man speiset aber im Oesterreichischen die Wurzel im Frühjahre mit Oehl, Essig und Salz als Salat; vielleicht wenn sie bereits Stängel und Blätter getrieben, da sie sonst den Kopf einnimmt, und schwindlich macht.

3) Der Taumelkerbel, kleiner Kälberkropf. (Chaerophyllum temulum, *Linn.* Myrrhis annua, *Tour. Lumnitzer* Flor. Poson.)

Der Taumelkerbel, der auf Aeckern, an Wegen und Zäunen vorkommt, und im May blühet, hat einen braunen Stängel, der an jedem Blattknoten aufgeschwollen ist. Die Blätter sind glatt, doppelt gefliedert, und bestehen aus länglichen, oft eingeschnittenen und etwas breitern Blättchen, als jene des wilden Kälber-

kopfes sind. Sonst ist die Blumendolde ebenfalls weiß. Pallas will auch den Taumelkerbel als schädlich für den Menschen befunden haben. Siehe Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, III. Th. Petersburg, 1776.

§. 77.

Der Schierling.

1) Der kleine Schierling. 2) Der breitblätterige Wassermerk. 3) Der Wasserschierling. 4) Der gefleckte Schierling.

1) Der kleine Schierling, Gleiße, Hundspetersilie, stinkende Petersilie, faule Grete, Glanzpetersilie, tolle Petersilie. (Aethusa Cynapium, *Linn.* Cicuta minor petroselino similis, *Bauh.* Cicuta fatua, *Lobel. Lumnitzer.* Flor. Poson.)

Diese Giftpflanze ist in Gartenländern, Krautäckern und Gärten sehr gemein, und sie mischt sich, da sie vor dem Aufblühen schwer für das erkannt werden kann, was sie ist, öfters unter die eßbaren Kräuter der Küche, unter der Maske von Kerbel, Petersilie, Sellerie, und dadurch vermehrt sich die Gefahr, die sie droht, und zwar um desto mehr, weil es mitten unter den eßbaren Küchengewächsen von sich selbst hervor kommt, und einigen von ihnen so ähnlich sieht, daß es sehr schwer zu unterscheiden ist. Man darf sie aber nur zwischen den Fingern reiben, da sie dann fast wie Knoblauch riecht.

Die Wurzel ist dünn, lang und weiß, die Blätter groß und doppelt gefliedert, die Blättchen klein, ovalgespitzt, in etliche Lappen aufgeschnitten; überhaupt ist das Blatt dem Wasserschierlinge ähnlich, aber nur kleiner. Der Stängel ist dünn, rund gefurcht, sehr

ästig, drey Fuß hoch, und das drey Mahl getheilte Blätterwerk dunkelgrün und glatt, und die Dolde groß und weiß. Der allgemeine Schirm hat viele Strahlen, darunter die inwendigen immer kürzer werden. Die besondern Schirme sind klein und ausgebreitet. Die besondere Schirmdecke macht sehr lange, schmale Blättchen, so auswärts herab hängen. Die Blümchen bestehen aus fünf herzförmigen, eingebogenen, ungleichen Blättchen, mit fünf Staubfäden und rundlichen Staubsäcken. Die Frucht ist eyrund, gestreift, und enthält zwey rundliche auf der einen Seite etwas flache Samen.

Man unterscheidet sie von der Petersilie, für die sie der erste Anblick verkennt, dadurch, daß der kleine Schierling unter den kleinen Dolden auf der einen Seite drey sehr lange, spitzige, umgebogene Blättchen und Blätter hat, die an der untern Fläche glänzen oder gleißen, davon der Nahme der Gleiße entstanden. — Durch eben diese sehr langblätterigen besonderen Schirmdecken unterscheidet sich der Schierling auch von dem Sellerie. Vom Kümmelsamen unterscheidet sich der Schierlingssame dadurch, daß der letztere keinen Gewürzgeruch hat, kugelrund ist, und vier Furchen und drey erhabene Streifen hat; von der Pastinakwurzel dadurch, daß die Schierlingswurzel ganz dünn, ohne Geruch, und daß die Blätter glatt, glänzend sind, und alle Blumen eine weiße Krone haben. Diese Merkmahle reichen auch zu, den Schierling vom Dill, Fenchel, Gartenkerbel und Gartenmöhren zu unterscheiden.

Die Wurzel, noch mehr aber das Kraut, jedoch in beträchtlicher Menge genossen, erregen Bangigkeit, Wahnsinn, Wuth, Kopf- Magen- Darmschmerzen, Aufschwellen, Schlaf und den Tod. Der Ritter Linne hält sie in Absicht der Menschen und Gänse für schädlich; schlesische Aerzte für vollkommen unschuldig; sie scheint also ihr

Gift nach der Jahreszeit und dem Boden mehr oder weniger geäußert zu haben.

Zu Eitelbrunn bey Regensburg waren im Monathe April einige Bauernjungen auf einem Acker, wo sich ihre Aeltern damit beschäftigten, das Unkraut auszureißen, und vor den Acker hinauszuwerfen, worunter auch die Wurzeln der Gleiße waren. Einer von den Jungen, ein Knabe von sechs Jahren, hielt sie für Petersilie, und speisete Nachmittags um vier Uhr davon. Bald darauf fing er an ängstlich zu schreyen, und sich über Magenkrampf zu beklagen; als man ihn nach Hause brachte, schwoll er entsetzlich auf, und wurde über den ganzen Leib schwarzblau, sein Athem wurde von Augenblick zu Augenblick schwerer und kürzer, und ungefähr um Mitternacht war er des Todes.

Ein anderer Knabe von vier Jahren hatte auch von diesen Wurzeln gekostet, er war aber darin glücklicher, daß er sie durch den Mund wieder von sich gab; doch war er seiner gar nicht mächtig: er redete irre, und glaubte eine Menge Hunde und Katzen vor sich zu sehen. Sein Vater ging den andern Tag nach Regensburg, und fragte daselbst einen Arzt um Rath, durch dessen Hülfe er glücklich gerettet wurde.

2) Der breitblätterige Wassermerk, Froschäppich, Wasserpetersilie, großer Wasserpastinak. (Sium latifolium, *Linn. Lumnitzer* Fl. Poson. *Oeder* Flor. Dan. Tab. 246. Ung. Korsotska-fü. Slav. Potocnik.)

Diese Pflanze blüht an kleinen Bächen, sumpfigen Ufern und Wassergräben im Junius und Julius. Die ganze Pflanze dünstet einen schweren Harzgeruch von sich. Die Wurzel setzt Gelenke und viele lange Zasern an. Der aufrechte Stängel wird drey Fuß hoch.

Die Blätter sind lichtgrün, weich, glänzend, fast petersilienförmig und mit ganzen, langen, ziemlich breiten, am Rande gezähnten Blättchen gefiedert. Die gemeinschaftliche Schirmdecke hat kurze, lanzettförmige, getheilte oder gezähnte Blätterchen. Die Blümchen haben fünf eingebogene, weiße, herzförmige Blättchen, fünf Staubfäden, so viele Staubsäcke, und die Frucht ist klein, oval, gestreift und die zwey Samen darin oval, auf der einen Seite flach. Ihr Kennzeichen vor andern Wasserpflanzen ihrer Art ist, daß die Blumendolde an der Spitze des Stängels und der Aeste sitzt.

Man hat Nachrichten, daß die im August gegrabene Wurzel Vieh und Menschen rasend gemacht und getödtet hat. Sie ist aber vor der Blüthezeit im Junius unschädlich befunden worden, und grün frißt das Vieh die Pflanze ohne Schaden ab.

3) Der Wasserschierling, giftiger Wüthrich, Parzenkraut, Apothekerschierling. (Cicutu virosa, *Linn.* *Lumnitzer* Fl. Poson. Cicuta aquatica. *Wepfer* historia Cicutae aquaticae, Basil. 1716. Ung. Vizi mérges bûrôk. Slav. Bolehlaw.)

Diese Giftpflanze vom ersten Range in Europa blühet im Julius und August an Gräben, Sümpfen und wässerigen Wiesen. Die Wurzel ist oft sehr groß, inwendig voll hohler Zellen und Kammern, die ein etwas milchichter Saft von ungemeiner Schärfe anfüllt, der in kurzer Zeit gelbröthlich wird. Sie hat einen Geruch fast wie Pastinak, der jedoch etwas ekelhafter ist, hat von außen viel erhabene Ringe, ein weißes Fleisch, und im Sommer einen wässerigen, im Winter und Frühlinge aber einen gelblichen, süßen, scharfen Saft.

Die Figur der Wurzel ist, wie an der Möhre, spindelförmig; von außen bemerkt man an ihr fünf und mehr Ringe mit kleinen Grübchen wie Stecknadelstiche; bloß in der Oberfläche aus den Knotenringen und glatten Wurzelausschüssen brechen lange Fäden oder Haare hervor, die sich durch einander flechten, und wenn man sie wäscht, einen weißen, langen und dicken Rabbinerbart vorstellen, und zum Theil im Wasser schwimmen, zum Theil in Moder oder nächstem Grase wurzeln. Der Bart wird nach einiger Zeit im Schatten gelb. Die Wurzel treibt mehr als einen Hauptstängel und zwar aus den Grübchen der Knotenringe und der kniefördmigen Wurzeln herauf, durch welche sich die Pflanze wie das Rohr und der Kalmus fortpflanzt.

Die Stängel sind über der Wurzel weißlich hohl, zeigen rothe Streifen, und werden gegen die Höhe zu grün. Gemeiniglich wird die Pflanze zwey Ellen hoch, und der Stängel ist an der Wurzel dicker als ein Kinderarm; auch die Stängel theilen sich in Knieringe ab, indem jedes Gelenk von dem andern etwa eine halbe Elle entfernet ist. Aus jedem Knieringe steigen Aeste hervor, die dicker als der kleine Finger sind, und darunter jeder sieben Flügel hat. Jeder Flügel trägt drey, fünf oder sieben Blätter.

Einige Blätter sind über zwey Zoll lang, tief eingeschnitten, zugespitzt, glatt, grün, doch nicht so dunkelgrün als am Schierlinge, und zarter an Bau als an der Petersilie. Ueberhaupt sind die Blätter gefiedert, dunkelgrün, und jedes Blatt bestehet von innen aus drey bis vier länglichen, lanzettförmigen, am Rande sägeförmig geschnittenen Blättchen von rundem Umkreise.

Den Blättern gerade gegenüber zeigt sich vom May an den ganzen Sommer hindurch die große weiße Blu-

mendolde an den Gipfeln der Stängel, wo die Aeste buschweise hinaufsteigen. Ihrer stehen zwölf, sechzehn oder achtzehn an der Zahl an den Gipfeln aufrecht in die Höhe. Jedes Straußstängelchen theilet sich wieder in kleinere Sträußer, aus deren Spitzen weiße Blümchen mit herzförmigen durch vier oder fünf kleine Flammenstriche bezeichnete Blättchen hervorkommen. An die Stelle der abgefallenen fünfblätterigen kleinen Umbelle erscheinen in der länglichen Samenhülse zwey kleine Samen von der Größe und Figur des Petersiliensamens, die grün, rund, etwas haarig, gehohlkehlt und weiß gesäumt sind.

Stängel und Aeste findet man bis an ihre Stiele hohl, rund und inwendig weiß; ihr Saft ist ebenfalls gelblich; er tröpfelt aus einer brüchigen Stelle klebrich heraus, und läßt sich zu Fäden ziehen. Sein wässeriger Geschmack endigt sich mit einer beißenden Schärfe. Im Winter verfaulen die knotigen Stängel oberhalb der Wurzel, und sie keimen im Frühlinge von neuem hervor.

Die Merkmahle, woran sich der Wasserschierling von verwandten Blättern anderer Pflanzen unterscheidet, sind folgende: das Petersilienkraut riecht angenehm, und hat nicht so fein gekerbte Blätter, hingegen feinere Samenfurchen, und die kleinern Dolden sind ohne Hülle. Der Myrrhenkerbel zeichnet sich durch seinen starken Anießgeruch aus. Des Gartenkerbels Geruch ist ebenfalls angenehm, der Bau aller Theile feiner, die Wurzel ganz klein, der Wuchs der Pflanze niedrig und der Same lang, glänzend und spitzig. Die Pastinakwurzel ist kleiner, spindelförmig, gewürzhaft; sie treibt nicht so fein zertheilte, rundlich spitzige, dunkelgrüne Blätter, und die Dolde ist ohne Hülle, die Blumenkrone aber gelb. Die gemeine gelbe Rübe (Möhre) hat eine kleinere, aber doch spindelförmige Wurzel, ohne

äußere Ringe, ohne innere Fächer oder Zellen. Die ganze Pflanze ist rauher im Angreifen, die Blätter feiner geschnitten und nicht so glänzend. Die große Blumendolde ist mit einer großen Hülle versehen, und der Same ist mit steifen Borsten dicht besetzt. Die wilde Engelwurz (Angelica sylvestris, *Linn.*) besitzt eine gewürzhafte Wurzel, einen rauchern Stängel, rauche Blätter, eine große bauchige Blätterscheide, eine große dicke Dolde und feste eckige Samen, die von den umgebogenen Griffeln bekleidet werden. Der rothgefleckte Schierling hat, zwischen den Fingern gerieben, einen viel stärkern und häßlichern Mäusegeruch, eine kleinere Wurzel, einen unterwärts roth- oder blutig gefleckten Stängel, dunkelgrüne Blätter, eine Hülle an der großen Blumendolde und einen fünfstreifigen Samen, der runder und an beyden Seiten eingekerbt ist. Die röhrige Rebendolde hat eine andere Bildung für die untern, eine andere Bildung für die obern Blätter. Die äußern Blumen sind viel grösser als die innern, und die Früchte sind fünfeckig.

Schon vom Ausziehen der Pflanze und ihrer giftigen Ausdünstung, sonderlich wenn man in schwülen Tagen schwitzt, erfolgt eine Berauschung und Beneblung der Sinne. Eine ganze Familie, die die Schierlingswurzeln anstatt der Pastinakwurzeln gegessen hatte, wurde wahnwitzig, tanzte durch alle Zimmer, und tanzte sich müde, schlief darauf ein, und stand den folgenden Morgen gesund auf. Vielleicht milderte hier die kleine Menge der Giftwurzeln oder die andern fetten vorhergegessenen Speisen die Heftigkeit des Giftes, welches statt tragischer Auftritte hier eine komische Heilungsart hervorbrachte. Ohne Zweifel legen die ersten Speisen bey der Tafel den Grund zu der künftigen guten oder schlechten Verdauung, und die Gifte schwächen sich allezeit bey vol-

lem Magen und fetten Speisen. Ohne dieses Ungefähr würden wir gewiß eine grössere Menge von tödtlichen Fällen erfahren, da der Schierling mit seinen Arten in allen Gärten und zwischen den Küchenkräutern wächst, und sich die Krautgärtner, Kräuterweiber und Verkäufer keine Mühe geben, dergleichen auszurotten, da sie dieselben nicht einmahl recht kennen. Endlich scheinet diese Geschichte ein Wink der gütigen Natur zu seyn, daß sie vielen Giften eine fröhliche Tollheit zur Gefährtinn beygesellt, um das Gift durch die Ausdünstung zu verflüchtigen und schnell aus dem Körper zu schaffen; und ich glaube nicht sehr zu irren, wenn ich wenigstens bey den betäubenden Pflanzen, nach dem Brechmittel und Oehl, Bewegung, Tänze, doch keine Tarantellen vorschlage, und Schweißmittel empfehle.

Die gewöhnlichen Wirkungen dieser Pflanzen sind: Berauschung, Schwindel, übermächtige Neigung zum Schlafe, der Todesschlaf, übergehende Sinnlosigkeit, Ermattung, Wahnwitz, stille Tollheit, Krämpfe, Epilepsie, leere Reize zum Erbrechen, Schluchzen, Schwellen, Magenentzündung, auffressende Löcher in dem Magen, schwarze Hautflecken, der Stickfluß und der Tod. Die Leichen schwellen am Unterleibe und im Gesichte ungeheuer auf; der Körper wird schwarzblau, die Lunge erscheint vom Brande angegriffen, das Blut aufgelöst, und es fließt ein grauer Schaum aus dem Munde.

Im Jahre 1670 nach dem Berichte des Schweizerarztes Wepfers hatten einige Kinder gegen das Ende des Märzmonathes diese Wurzel für Pastinak aus Uebermuth roh gegessen, und sie süß befunden. Sie kamen lustig und vergnügt nach Hause, klagten aber über Beklemmung, fielen zur Erde, harnten mannshoch, machten im Gesichte schreckliche Verzerrungen, verfielen in

Krämpfe, und hatten den Mund fest geschlossen, knirrschten mit den Zähnen, verdreheten die Augen, bluteten aus den Ohren, die Magengegend schwoll wie eine Faust auf; der Kopf wurde oft verdreht, der Rücken krümmte sich zu einem Bogen, und der eine Knabe war in einer halben Stunde todt. Aus dem Munde des Verschiedenen floß bis zum Augenblicke des Begräbnisses ein grüner Schleim. Die ältere Schwester erbrach eine Hand voll Wurzeln, verfiel aber gleich darauf in Epilepsie, verlor den Gebrauch der Sinne, litte Krämpfe, verdrehete den Kopf. Nach eingenommenem Löffel voll Theriak mit Essig gab sie noch eine Hand voll Wurzeln von sich, und lag hierauf 24 Stunden als todt; man bemerkte an ihr weder Wärme noch Athemholen. Nach 24 Stunden erholte sie sich, hatte aber die Zunge zerbissen, und konnte lange Zeit nicht recht essen, klagte noch über Beklemmung, und hatte vier Tage lang nicht das Vermögen zu gehen Seit der Zeit erholte sie sich völlig, ohne einige Rückkehr des Uebels zu verspüren. Ihre drittehalbjährige Schwester, so davon weniger genossen hatte, bekam die Epilepsie, litte heftige Stöße vom Zwerchfelle, welches wie nach einem innern Faustſtoße in die Höhe flog, und verlor den Gebrauch der Sinne. Man öffnete ihr den Mund ebenfalls mit Gewalt, und gab ihr den Theriak mit Essig; sie erbrach sich auch, gab eine halbe Hand voll Wurzeln von sich, erholte sich innerhalb acht Tagen, und wurde stark und munter. Einem achtjährigen Knaben, der für Schwindel umfiel, brach man den Mund auf, welches ihm einige Zähne kostete; allein er vermochte nichts hinabzuschlingen, das Zwerchfell stieß die stärkste Hand oder allen Gegendruck fort, und er starb in einer halben Stunde von der Wuth der Krämpfe erschöpft. Sein Körper lief auf, die Augen wurden blau, und es stieg ein grüner Schaum aus dem Munde auf. Ein neun-

jäh-

jähriges Mädchen, so nur wenig von der Wurzel genossen, empfand Schwindel und Brennen im Magen, erbrach sich von klein geschnittenem Rauchtobak in Wasser, schlief ein, verlangte Essen, so ihr verweigert wurde; der Vater gab ihr nochmahls Tobak, der eine halbe Stunde im heißen Wasser gelegen: sie brach davon Schleim und Galle aus, schlief die Nacht durch, und stand des Morgens gesund auf. — Ein sehr schöner, lebhafter adeliger Knabe, Nahmens Pongraz, wurde im Jahre 1787 in die ungarische Schule nach Lossonz geschickt. Zu Anfang des Aprilmonaths nach der Schule um 10 Uhr Vormittags schlich er sich in einen Garten, der an dem Flusse Lossonz unweit der Schule liegt. Dieser muthige Knabe sahe die Wurzeln, und hielt sie für gelbe Möhrenwurzeln; aus Uebermuth speisete er roh mit großer Begierde davon. Er kam lustig und vergnügt nach Hause, aber bald darauf klagte er über Beklemmung, Schwindel, fiel zur Erde, machte im Gesichte schreckliche Verzerrungen, knirrschte mit den Zähnen, und verdrehete die Augen. Die Magengegend schwoll auf, wie auch der ganze Unterleib. Bald darauf verfiel er in Convulsionen, wurde aller seiner Sinne beraubt, und starb in vier Stunden von der Wuth der Krämpfe erschöpft. Sein Körper lief auf, wurde ganz blau, und es stieg ein grüner Schaum aus dem Munde auf.

Im Leutmeritzer Kreise zu Binsdorf aßen drey Töchter des dasigen Richters am 23. März 1791 des Abends eine Wassersuppe, worin Wasserschierling anstatt Petersilie gekocht war, und legten sich hierauf zu Bette. Die Mutter will am andern Tage früh ihre Töchter wecken, allein sie fand dieselben erstarrt, und alle Mühe war vergeblich. — Der Geschicklichkeit eines Wundarztes hat die älteste und die jüngste dieser drey Unglücklichen die Rettung ihres Lebens zu verdanken; allein an der mitt-

lern konnten Versuche nichts bewirken, weil sie das meiste von der Wurzel gegessen hatte, und folglich am stärksten davon angegriffen war.

Auch vielen unvernünftigen Thieren ist der Wasserschierling ein tödtendes Gift. Die Pferde und das Hornvieh lassen ihn unberührt stehen. Wenn das Hornvieh durch Hunger oder andere Umstände verleitet wird, davon zu fressen, so ist er ihm, wo nicht tödtlich, wie Linne und Gadd einige Beyspiele gesehen haben, doch gewiß sehr schädlich, und erregt unter diesem, so wie unter den Pferden, eine sehr verderbliche Seuche; auch Miller fand ihn in Absicht auf die letztern tödtlich. In Schweden und Norwegen fürchten ihn die Schafe und Ziegen; den erstern ist er äußerst schädlich, doch den letztern ist er wenigstens nicht immer, noch allenthalben unschädlich. Esel fallen davon in einen Schwindel. In Norwegen fressen ihn die Schweine ohne Schaden; aber in Schwaben, nach Gmelins Bericht, hat er nach einer äußerst wahrscheinlichen Vermuthung sehr viele getödtet, ehe man noch auf die wahre Ursache dieser Begebenheit gefallen war.

Man hat hier und da Versuche mit der Wurzel an Hunden gemacht; der Erfolg von zwey Loth zerschnittener Wurzel, die man einem jungen Hunde hineinzwang, war das Geifern, Erbrechen, der Schaum, Zuckungen an den Rückenmuskeln, ein durchgängiger Todtenkrampf oder Erstarrung, das Augenverdrehen, ein schwankender Gang, und die Erholung nach drey Stunden und der Tod auf die zweyte Dose nach drey Tagen. Man fand den Magen runzlich zusammengezogen, mit den noch unerweichten ganzen Wurzeln angefüllt, dann hatte man ihn 24 Stunden vorher hungern lassen. Am Magengrunde zeigten sich blaue Flecken, und die Herzkammern waren mit einem geronnenen schwarzen Blute angefüllt. Aehnliche

Folgen begleiteten den Versuch, den Wepfer mit einem andern Hunde vornahm, und welcher über zwey Pfund Aufguß von abgetrocknetem Kraute und Wurzeln 72 Stunden lang bey sich behalten hatte. Was helfen aber wohl dergleichen Versuche? sie beweisen das Gift des Wasserschierlings; aber wäre es nicht besser und klüger gehandelt, wenn man die bekannten Hülfsmittel, oder gar neue an den armen Hunden versuchte, die doch einmahl das schreckliche Loos bekommen haben, Märterer der Aerzte zu seyn. So würde ich gegen die scharfen Pflanzengifte Opium aus der Classe der betäubenden, und wider die betäubenden kleine Dosen aus der Classe der scharfen zum Versuche nehmen, und nach dem Erbrechen und Oehle den Schweiß durch Bewegung oder Wärme zu befördern suchen. Vielleicht hat die Natur der einen Giftpflanze Bestandtheile verliehen, die an sich tödtlich sind; aber mit dem riechenden Phlogiston einer betäubenden Giftpflanze in rechter Dose vereinigt in den hartnäckigsten Nervenfiebern mit der Kraft der Elektricität Wunder verrichten könnten; denn ich vermuthe, daß das Elektrisiren nach dem Gebrauche der Mittel, z. B. Belladonna im Bisse wüthender Hunde, von ganz besonderm Werthe bey der Verflüchtigung des Giftes seyn könnte, um die vergifteten Säfte durch den Schweiß völlig auszuführen, da die elektrische Materie die einzige bisher bekannte Materie in der Welt ist, die nach unserm Gefallen die feinsten Gefäße und alle Nerven des Körpers wie Blitz, denn das ist sie in der That, durchwittert, wenn man den Kranken isolirte, und mit der hölzernen Spitze die krampfhaften Muskeln ausströmen ließe. Dieses würde ich mit der negativen Methode versuchen, indem ich den Vergifteten isoliren mit dem Reibezeuge verbundenen, durch die Spitze den Wind auf die Stelle des Krampfes hinrichten würde.

4) Rothgefleckter Feldschierling, Blutschierling, großer gemeiner Schierling, Wuthschierling, Tollkerbel, Hundspetersilie. (Conium maculatum, *Linn.* Cicuta major, *Bauh.* Cicutaria major vulgaris, *Clusius.* Cicuta *Störckii.* *Lumnitzer* Fl. Poson. Ung. Közönféges-Börök, Bödök-Bôrök, Sip-Fû, Bösvény.)

Diese Giftpflanze blüht im Julius und August in Gartenländern, gebaueten und ungebaueten Feldern, auf Weiden und Wiesen, an Straßen, Gräben und Hecken. Ihre Wurzel ist von mittlerer Dicke, runzlich, beynahe spindelförmig, zaserig, gelbweiß, und von dem Geruche der Pastinakwurzel. Der über drey Fuß hohe Stängel wird einen Zoll dick, ist glatt, rund, inwendig hohl, knotig, sonderlich von unten hinauf, dicht mit blutrothen Flecken besprengt und ästig. Die Aeste nebst der fußlangen inwendig schwammigen Wurzel riechen fast wie Pastinakwurzel, so wie auch die Blätter, welche obenher glänzend, schwarzgrün oder in der ersten Zeit grüngelb, unterwärts dreyfach, oben doppelt gefliedert und von neuem eingeschnitten sind. Sie haben keine eigenen Stiele, sondern eine rothgefleckte Scheide. Die Blumendolde ist groß, hat eine Hülle von etlichen umgebogenen Blättchen, und besteht aus mehreren kleinen Dolden von weißer Krone, deren Blumenblättchen der Länge nach mit einem erhabenen Mittelstriche bezeichnet sind, und fünf herzförmige und eingebogene, ungleich große Blättchen ausmachen.

Die Frucht ist fast kugelrund, fünfstreifig, und enthält zwey nackte, getüpfelte, halbgewölbte, gestreifte Samen, deren andere Fläche glatt, mit durchkreuzten Querstrichen gerippt sind, und übel riechen. Da dieser Schierling von den Köchen und Marktweibern am öfte-

sten mit Kerbel und Petersilie verwechselt wird, so folgen dessen nähere Bestimmungen.

Er unterscheidet sich durch folgende Merkmahle. Die Spargelwurzel macht keine so spindelförmige Figur, und riecht nicht; der Schierlingssame stinkt zwischen den Fingern gerieben, ist grösser, gestreift, am Rande gekerbt, und stellt eine Halbkugel vor. Dadurch unterscheidet man ihn vom Samen des Johanneskrautes, (Hypericum perforatum, *Linn.*) vom Fenchelsamen aber dadurch, daß der Schierling stinkt, die Blätter getheilt gröber sind, die Krone weiß und die Frucht halbkuglich ist. Der Schierling hat nicht den feinen Geruch und Geschmack der Petersilie; seine Blätter sind viel feiner und spitziger eingeschnitten, dunkelgrün, die Dolden sind grösser, die Blumen zahlreicher und mit einer Hülle versehen, die Kronenblättchen ungleich groß, der Same halbkuglich; hingegen ein Petersilienblatt rundlich, grob ausgeschnitten, der Stängel sowohl an der Petersilie als am Schierlinge nach Rinnen abgetheilt oder gehohlkehlt, und es stehen die Aeste eben so paarweise einander gegenüber. Von der Pastinake unterscheidet sich der Schierling dadurch, daß dieser stinkt, eine weißere, steifere, dickere, nicht so ästige Wurzel, als die wilde Pastinake hat; daß die Schierlingsblätter viel feiner ausgeschnitten und dunkler gefärbt sind; daß die Schierlingsdolde eine Hülle hat, die Blumen weiß und die Samen halbkuglich sind: vom Gartenkerbel, der hat nicht diesen angenehmen Geruch, noch den feinen Blätterbau. Des Schierlings Wurzel ist grösser, der Stängel gefleckt, die Dolde grösser, blumenreicher und der Same nicht länglich. Die leichteste Art ihn zu erkennen ist, wenn man die Blätter mit den Fingern zerreibt, wobey sich selbe alsobald durch den Mäusegeruch zu erkennen geben, welches sonst keiner ähnlichen Pflanze

eigen ist. Vom Myrrhenkerbel. Der Schierling hat nicht diesen feinen Anießgeruch und Geschmack, sondern einen gefleckten Stängel, glatte, dunkelgrüne Blätter, grössere Dolden, und einen kleinern nicht länglichen Samen. Vom berauschenden Kälberkropfe, den man wegen der gefleckten Stängel oft mit dem Schierlinge vermengt. Der Schierling hat eine ganz glatte Oberfläche, eine Doldenhülle, so aufrecht steht, und der Same des Kälberkropfes ist länglich. Vom zottigen Kälberkropfe. Des Schierlings Wurzel ist nicht so lang; der Schierling ist nicht haarig, am Stängel knotig, an der Dolde grösser, und an Samen nicht cylindrisch und gefurcht. Der Same der röhrigen Rebendolde beschreibt eine fünfeckige Pyramide, und ihre Dolde zertheilt sich nur in drey kleinere Dolden.

Die Wirkungen dieser ganzen Giftpflanze sind: die Wurzel, wenn man sie statt des Spargels, Petersilie oder Kerbel genießt (welche nicht zu allen Jahrszeiten gleiche Schärfe besitzt), das Kraut, die frischen Samen und sogar die Ausdünstung davon sind fähig, Schwindel, Steifigkeit, Zittern, Aufschwellen, Stammeln, Entzündung, Spannungen, Erschlaffung des Magens, Ekel, Erbrechen, Schluchzen, Durst, Brennen im Schlunde, Blutharnen, Auszehrung, schwarze Flecken, Lähmung, Fühllosigkeit, Blindheit, Berauschung, Wahnsinn, stille Tollheit, Schlaflosigkeit, Wuth, heftige Triebe zum Beyschlafe, ein Aufspringen der Sehnen an der Handwurzel, Nasenbluten und einen schnellen Tod hervorzubringen. Indessen haben doch viele Personen und sogar Aerzte bis acht Loth von der Wurzel, und ein Quentchen Saft oder zwey Quentchen Samen ohne Schaden verschluckt. Ob dieser der Schierling der Alten sey? wird von den meisten Botanisten in Zweifel gezogen. Ob dieser der Schierling des Dioscorides sey, weiß man

auch nicht; wenigstens hat das in der k. k. Bibliothek in Wien aufbewahrte Manuscript eine Abbildung der griechischen Cicuta Dioscoridis, welche mit unserm ungarischen Schierlinge nicht viel Aehnlichkeit hat. Unter diesem Nahmen, Schierling, hat man mehrere Pflanzen von verschiedenen Geschlechtern und verschiedener Wirksamkeit in vorigen Jahrhunderten verstanden. Es ist daher kein Wunder, wenn man in den Schriften der Aerzte so verschiedene und ganz widersprechende Urtheile von ihr fällt. Die Cicuta, welche die Griechen hatten, und sie als ein Gift brauchten, selbst als ein Gift, um die Menschen damit zu tödten, kennen wir nicht. So kennen wir denjenigen Schierling nicht, welcher den berühmten Sokrates ums Leben brachte, da es eine Art von Lebensstrafe war, daß man die Verurtheilten Schierling trinken ließ (cicutam bibere).

In der Cur richtet sich die Kunst, wie bey allen Giften, nach der Natur. Diese erregt erst Ekel und Uebelkeiten, damit das Erbrechen erfolge; sie verursacht heftigen Durst, damit man viel trinke, und das Gift verdünne, schwäche; sie macht heftiges Magenbrennen, und greift die Haut des Magens an, damit die Kunst durch süßes Mandelöhl und warme Milch das Gift entwickele, entwaffne und die Wunden heile.

Dieser rothgefleckte Schierling, der in unsern Zeiten so viel Aufsehen durch des Herrn Baron Störks Versuche gemacht hat, soll in den krebsartigen Geschwüren, scrophulösen Krankheiten (Spina ventosa), arthritischen, rheumatischen, venerischen Krankheiten, Verhärtungen der Eingeweide u. s. w. besondere herrliche Dienste leisten. Wenn man die Schriften dieses großen Mannes und seine Beobachtungen durchliest, auf die vielen Beobachtungen Rücksicht nimmt, deren Kennzeichen angegeben werden, und die großen Kenntnisse, die dieser Mann besitzt, da er so viele Kranke unter seinen Händen gehabt

hat; noch mehr! da er nicht allein zu Werke gegangen, sondern auch andere geschickte Aerzte und verständige Wundärzte um sich gehab. hat; so läßt sich nicht leicht denken, daß sie nicht ganz richtig sind, und man sollte fast keinen Zweifel dagegen haben, und ihm völlig Beyfall geben. Allein, viele haben ihm durch ihre Erfahrungen widersprochen: so verfertigte man in den Apotheken von diesem rothfleckigen, oder von dem vorhergehenden Wasserschierling, (wie Linne will,) ein Pflaster gegen krebsartige Geschwüre, welches zwischen den beyden verdienstvollen k. k. Leibärzten Baron Störk und von Haen zu einem gelehrten Zweykampfe Anlaß gegeben. Jede Partey hatte von allen europäischen Nationen die berühmtesten Secundanten; die eine Hälfte strich die Tugenden des Schierlingsextracts in den Drüsenverhärtungen und den Krebsschäden mit dem Feuer der Schwärmer heraus; andere verachteten den innerlichen Gebrauch desselben nach einigen mißlungenen Versuchen, und ich kenne Aerzte, die sogar das Pflaster unkräftig gefunden. Nach der Meinung einiger Aerzte müßte man den Versuch mit einer kleinen Dose von wässerigem Aufgusse anfangen; denn das Einkochen durch Feuer zerstört schon die flüchtigsten und nützlichsten Theile, und bey Drüsen und Krebsschäden auf diese Dünste, und eine Ausführung durch den Schweiß sein vornehmstes Augenmerk richten. Da manche, wie oben gesagt worden, starke Dosen von Schierling ohne Schaden zu sich genommen haben; so muß der Erdboden, z. B. ein sandiger, ganz trockener, der Himmelsstrich, die Jahreszeit, sonderlich ein heißer Sommer, die Constitution, z. B. bey schleimigen, welken, kacheltischen Personen, die ätzende Kraft des Schierlings, so wie der andern Gifte gemildert haben. Reneaulme war indessen, der die getrocknete Wurzel von einem Scrupel bis zu zwey Quentchen in Verhärtungen der

Eingeweide verschrieb. Störk bediente sich des aus dem Kraute ausgepreßten und eingekochten Saftes als eines vortrefflichen schmerzstillenden Mittels in verhärteten Drüsen, im Krebse, bösartigen Geschwüren u. s. w. Tissot, Krapf und andere bestätigten die Sache; Henkel, Ludwig, Ehrhard und Schmucker läugneten sie, und von Haen verwarf sie endlich als höchst gefährlich.

Ein Beweis, daß man die Versuche mit allen Giftproducten der Natur allgemeiner machen müsse, und vielleicht hat die weise Natur kein unnützes Gift aufgestellt; denn das Alter und die Leidenschaften sind schon hinlängliche Bürgen für die Sterblichkeit. Wer weiß, ob sie uns nicht durch die verschiedenen Wirkungsarten derselben einen Wink geben will, die scharfen Gifte durch die betäubende Classe, und diese durch die erstern, doch nach genau zu bestimmender Dose zu heilen; oder vielleicht würde ein schwächeres Scharfgift die Gewalt des stärkern, und ein gelinderes Betäubungsgift ein stärkeres von eben der Classe brechen und zerstören.

Folgende Geschichte von der Schädlichkeit des Feldschierlings mag statt der übrigen zahlreichen Berichte dienen. Ein Weingärtner hatte davon mit seiner Frau zu Abend gegessen. Sie gingen darauf zu Bette, erwachten um Mitternacht, liefen beyde als wahnsinnige Leute im Hause herum, und zerstießen sich das Gesicht. Ein Mönch hatte ihn auf Fischen für Petersilie gegessen, und blieb einige Monathe wüthend. Andere wurden ebenfalls rasend, und einige bildeten sich ein, allerley Vögel, Thiere und Schlangen zu sehen; sie tanzten durch Hecken hindurch. Eine Frau, welche die Wurzel für Pastinak gegessen hatte, ward davon berauscht; sie kletterte mit Gewalt in die Höhe, um als Vogel davon zu fliegen, und man brachte sie wieder zu sich selbst.

Der erste grüne Kräuterkohl hat schon ganze Häuser hingerichtet, wenn man Feldschierling dazu genommen, und das geringste Uebel war, daß einige davon blind wurden. Zwey Geistliche hatten die Wurzel mit Fleisch gekocht gegessen, und sie waren hungrig gewesen; beyde fühlten das Gift auf der Stelle; sie wurden wahnsinnig, und der eine, welcher sich einbildete, in eine Gans verwandelt zu seyn, stürzte sich in den nächsten Teich; der andere riß sich alle Kleider vom Leibe, lief davon, und suchte sich im Wasser als Aente von dem inneren Brande abzukühlen. Man rettete sie zwar durch Brech- und Schweißmittel, sie blieben aber gelähmt, behielten das Zittern und die Schmerzen, und starben beyde nach zwey Jahren.

Der Schierling ist aber auch einigen Thieren schädlich. So erfolgten in den Versuchen an Hunden und jungen Wölfen Reize zum Erbrechen, das häufige Ausleeren durch das Gedärm, und ein wiederholtes Lassen des Harns. Man kann aus dem Taumel und Schlafen dieser Thiere auf ein wässeriges aufgelöstes Blut und die narkotische Kraft des Schierlings schließen, obgleich die Wölfinn zwey Loth Schierlingssaft eingeschlungen hatte, und erst nach dreyzehn Stunden epileptisch wurde. Schweine bringt er oft in eine Wuth, die sich mit dem Tode endiget. Pferde bekommen davon einen Schwindel. Das Hornvieh läßt ihn unberührt stehen. Gänsen ist er tödtlich; indessen fressen viele andere Vögel den Samen gern und ohne Nachtheil.

Einige Viehärzte gebrauchen den Schierling innerlich in dem Rotze der Pferde. Nüsse, die in seinem Safte gekocht sind, können sehr gut benutzt werden, um in Gärten Maulwürfe und Mäuse zu vertreiben, wenn man sie in die Löcher steckt.

§. 78.

Von Pflanzen mit vielen Staubfäden.

1) Die Stephanskörner. 2) Stinkende Niesewurz.

1) Stephanskörner, Läusesamen. (Delphinium Staphisagria, *Linn.* Ung. Tetö - ölö - fû.)

Man findet diese Pflanze in Croatien, Slavonien, Dalmatien und in dem mittägigen Ungarn wild. Ihre Blätter sind in stumpfe Lappen getheilt, welche wieder in drey Abschnitte gespalten und wie eine Hand ausgebreitet sind; oft sind es sieben solcher Lappen, deren Abschnitte scharfe Spitzen und weiße Adern haben. Ihre Blumen zeigen sich im Brachmonathe; sie haben drey Staubwege und keinen Kelch; ihre Krone ist blau, und besteht aus fünf Blättchen, welche länger als das Honigbehältniß sind; an diesen sind auch fünf Blättchen und ein ganz stumpfes Horn. Jede Blume läßt drey ganz trockene Samengehäuse nach sich. Die Samen, die darin liegen, sind rundlich, unten etwas breiter, oben aber in eine Spitze zusammen gezogen; auf ihrer breitgedrückten Fläche haben sie der Länge nach einen Strich, und unter einer schwarzen und runzelichten Schale enthalten sie einen öhlichten und weißlichten Kern von einem ekelhaften und bittern Geschmacke.

Diese Samen haben eine ungemeine entzündende Schärfe. Ein Hund, dem man fünf Scrupel davon in Wasser gegeben hatte, bekam leere Reize zum Erbrechen; er fiel zur Erde nieder, und konnte weder den Kopf noch den Leib wieder aufrichten, zitterte und verlor alle Stimme. Er bekam Zuckungen, und legte sich immer auf die rechte Seite. Seine Zunge hing gelähmt zum Munde heraus. Nach einigen Stunden ging, ohne daß ers bemerkte, Unrath und Harn in Menge von ihm. Er lag

ganz unbeweglich stille, schluchzete zuweilen, und bewegte die Füße nur ganz schwach, war sehr matt, und gegen alle Art von Qual, die man ihm anthat, unempfindlich. Nach zwey Stunden hörte der Schlag des Herzens, der zuvor lebhaft war, auf, und der Hund starb ohne gewaltsame Zuckungen.

Nach seinem Tode war die Zunge schwarzblau, der Magen auf dem Grunde von außen entzündet, die Gefäße des Gekröses und der Gedärme voll Blut. Die dünnen Gedärme hatten inwendig hin und wieder entzündete Tüpfelchen und Flecken in der Mitte des leeren Darms; die innere Haut desselben war wie eine Welle aufgeworfen, und die Entzündung zeigte sich an dem obersten Theile des Darms am heftigsten, so daß die Oberfläche schwarzroth war. Der Magen war mit einem grünlichten Schleim angefüllt und zusammengeschnürt. Die ganze Oberfläche des Zwölffingerdarms war entzündet und blauroth. Alle Gefäße strotzten von schwarzem Blute. Die Gallenblase, der rechte Lugenflügel waren entzündet; die Spitze des Herzens nach der rechten Seite zu etwas entzündet, und in dem Herze selbst wenig geronnenes Blut.

2) Die stinkende Niesewurz, Christwurz, Läusekraut. (Helleborus foetidus, *Linn.*)

Man trifft dieses Gewächs auf den Bergen Matra, Bik und in den Thurotzer Wäldern an, und gibt frisch einen unangenehmen Geruch von sich. Die Wurzel ist lang, rundlich, saftig, und scharf auf der Zunge. Der Stängel wächst bisweilen zwey Fuß hoch, ist blätterreich, voll Blumen, weich und eckig. Die untern Blätter sind groß, stark, fest, dick, an der Oberfläche glänzend, saatgrün, unten blaß, mit spitzigen Randzähnen besetzt, und theilen sich in drey Lappen, so wie die beyden äußern derselben wieder in vier kleinere

Blätter. Die obern Blätter sind ohne Stiel, blaß, weich, ungetheilt und von einem krausen Rande. Die Blumen haben weiche, haarige Stiele, aber keinen Kelch. Die Krone ist blaßgrün, fest, und hat fünf rundlichte Blätter, die purpurroth und inwendig gefleckt sind. In der Krone stehen fünf bis acht kürzere Röhren im Kreise herum. Die Blüthenzeit ist im Julius und August. Jede Blume hinterläßt drey trockene, runzliche Samengehäuse mit umgebogener Spitze. Die Samen halten das Mittel zwischen der Rundung und dem Dreyecke. Die Wirkung der Pflanze übertrifft die schwarze Niesewurz; sie führt mit Gewalt ab, und tödtet. Die Viehärzte gebrauchen die Wurzel in verschiedenen Krankheiten des Viehes zu einem Haarseile, das sie dem Viehe durch die Ohren ziehen.

§. 79.

Von einfachen Blumendolden.

Beständiges Bingelkraut, Bergbingelkraut, Hundskohl, Hundsmelde, Purgirmelde, Wintergrüu. (Mercurialis perennis, *Linn.* Mercurialis montana, *Bauh.* Ung. Has-lagyitto-fü, Disznóparéj, Szél-fü, Has-inditto-fü.)

Die Pflanze blüht im April und May in bergigen Waldungen an schattigen unwegsamen Plätzen. Ihr anderthalb Fuß hoher Stängel, der behaart ist, treibt keine Seitenäste. Die Blätter sind rauch, spitzig, eyförmig, von schwach gezacktem Rande, und stehen auf kurzen Stielen paarweise gegen einander über. Die kleinen grünlichen Blumen kommen auf eigenen Stielen aus den Blattwinkeln ährenweise hervor. Der Kelch macht drey eyförmige, lanzettenförmige, zugespitzte, hohle, abgesonderte Lappen aus. Da die Blume fehlt, so erschei-

nen neun bis zwölf Staubfäden an der männlichen, an der weiblichen Blume aber das Samengehäus als eine rundliche, zweyknöpfige und zweyfächerige Kapsel, mit einzelnen rundlichen Samen.

Geßner hält diese Pflanze für ein gutes Küchenkraut, und Prevot für eine Pflanze, so gelinde abführt. Aus den englischen philos. Transactionen ergibt es sich aber, daß sie Menschen und Schafen höchst schädlich sey; daß sie betäube, einschläfere und geschwinde tödte. Nach der Abtrocknung wird das Kraut leicht blau.

§. 80.

Die Schwämme. (Fungi.)

Diese Classe von Gewächsen, deren Arten und Spielarten, so lange wir die Art ihrer Vermehrung nicht besser einsehen, noch nicht genug bestimmt sind, und auch nicht seyn können, ist, wie die Classe der Amphibien in dem Thierreiche, voll von Giften. Diese Gifte sind um desto gefährlicher, je unmöglicher es dem gemeinen Volke, oder auch andern ist, die in der Kräuterkunde nicht bewandert sind, die wahrhaftig schädlichen Arten durch andere, als unbestimmte und trügliche Merkmahle von den übrigen eßbaren zu unterscheiden, und wie schwer es sogar einem geübten Auge fällt, hier hell zu sehen.

Es würde wider den Endzweck seyn, den ich mir bey dieser Geschichte der Gifte vorgesetzt habe, alle Schwämme, von welchen die Schriftsteller geradezu behaupten, daß sie schädlich sind, ausführlich und botanisch zu beschreiben; da ich mir einmahl zum Gesetze gemacht habe, nur diejenigen Pflanzen als wirkliche Gifte zu beschreiben, von welchen mich sichere Erfahrungen belehren, daß sie insbesondere auf den menschlichen Körper tödtliche Wirkungen gehabt haben. Da über dieß die Schrift-

steller, welche uns Bemerkungen von dem tödtlichen Erfolge der Schwämme aufgezeichnet, die Art derselbigen nur sehr selten so genau beschrieben haben, daß man sie daraus botanisch bestimmen könnte; so halte ich es für nützlicher, den allgemeinen Schaden, den die Schwämme, selbst die eßbaren anrichten; die Merkmahle, an welchen man überhaupt die schädlichen und verdächtigen Schwämme erkennen kann, und die Zufälle, die sie überhaupt hervorbringen, zu beschreiben, und dann erst diejenigen insbesondere anzuführen, von welchen ich bestimmte Erfahrungen erzählen kann.

Die Schwämme, wovon einige wirklich ein sehr geschmackvolles Essen abgeben, stehen meistens in dem übelsten Rufe. Alle, auch die eßbaren schaden, wenn man viel davon genießt, weil sie viel zähen Schleim enthalten, und von Insecten, Würmern und Eyern wimmeln. Einige äußern noch eine zusammenziehende Kraft, und wenn ihr zäher Schleim zugleich mit in Anschlag gebracht wird, so verstopfen sie die Mündungen der einsaugenden Milchgefäße dergestalt, daß kein Nahrungssaft ins Blut eintreten kann. Endlich hat man traurige Beyspiele, daß Stücke von eßbaren Schwämmen, als Steinpilzen und Reizker, weil die Bestandtheile lederhaft sind, und in groben Stücken die Kehle glatt hinuntergehen, wochenlang im Magen liegen geblieben, und schwere Gebrechen verursacht haben, welche man durch ein Brechmittel gehoben. Als man die Schwämme noch für einen bloßen Auswuchs und gleichsam für eine Art von Warzen der Erde hielt, welche so von bloßer Fäulniß erzeugt, und ohne Samen fortgepflanzt würden; so mußte die giftartige Wirkung der einen Gattung nothwendiger Weise auch die übrigen verabscheuen machen, weil solche einerley Natur haben, so wie sie einerley Ursprungs seyn sollten.

Allein heut zu Tage, wo man weiß, daß jede Gattung dieser Pflanzen sich durch eigenen Samen ungestört selbst fortpflanzet, und mit andern sich nicht verwechselt, da kommt es hauptsächlich darauf an, daß wir die besonderen Eigenschaften jedes einzelnen Schwammes genau kennen lernen, um mit genugsamer Gewißheit die eine Gattung als giftig zu verwerfen, und die andere zur Nahrung, oder wenigstens doch zur angenehmen Abänderung, in den Küchen beyzubehalten.

Tissot sieht die Schwämme überhaupt für ein Nahrungsmittel an, das abgeschafft zu werden verdiente. Allein es ist einmahl bey der allgemein erkannten Unschädlichkeit einiger Gattungen von Schwämmen gewiß unmöglich, das Publicum davon abzubringen; und ich sehe auch nicht, warum man ein so häufig von der Natur hervorgebrachtes Gewächs, ohne alle Rücksicht von den Nahrungsmitteln gänzlich ausschliessen sollte, bloß weil bisher von Aerzten und andern, die von besondern wirklich giftigen Schwammarten beobachteten Unglücksfälle aus Mangel genauer Kenntniß und Bestimmung, auf Rechnung aller dieser so verschiedenen Pflanzen ausgedehnet worden sind. In Siberien sammelt sich das gemeine Volk auf den Winter eine große Menge Schwämme, die es entweder getrocknet, oder eingesalzen ißt. Ueberhaupt schließt es nur wenige Schwämme aus, auch nicht einmahl die wurmstichigen, und befindet sich doch gut dabey. In den waldigen Gegenden von Arsumas ist dieses nebst dem Brote die gewöhnlichste und fast einzige Fastenspeise des gemeinen Volkes. In Böhmen werden wenige Schwämme verworfen, und die meisten von dem Volke, das solche genau zu unterscheiden weiß, begierig verzehret. Auch in Ungarn, in den Arwer, Liptauer und Zipser Gespannschaften sammelt sich das gemeine Volk auf den Winter eine große

Menge

Menge Schwämme, die sie einsalzen, und in die Fässer einmachen, und dieses nebst dem Brote, die gewöhnlichste und fast einzige Fastenspeise genießen, und sich dabey gut befinden.

Schon von vielen Zeiten her haben sich erfahrne Kräuterkenner große Mühe gegeben, die Schwämme, sonderlich jene ihres Vaterlandes, deutlich zu beschreiben, ihnen angemessene Nahmen beyzulegen, und sie in eine systematische Ordnung einzutheilen. Ihr Unternehmen war gewiß mühsam und nützlich, auch deßhalb lobenswerth; nie aber war solches mit Hintansetzung ihrer Gesundheit, noch weniger aber mit Gefahr ihres Lebens verbunden.

Da nun die Schwämme derzeit nicht allein dem mühseligen Landmanne zur nahrhaften Speise, sondern auch bey vornehmern Tafeln zum schmackhaftern Gerichte dienen, so lehrt uns sowohl die Schwammengeschichte älterer Zeiten, daß der unvorsichtige Genuß der schädlichen die größten Unglücke, öfters auch den unvermeidlichen Tod nach sich zog; als es uns andererseits die tägliche Erfahrung mit den traurigsten Beyspielen hinlänglich beweist, und die Bemühungen, und die mehrmahls angestellten Versuchen mit den bösartigen Schwämmen, und den davon erlittenen Uebeln, die uns Krapf und Paulet in ihren Werken umständlich erzählen, dürften vielleicht einen jeden, wenn er sich gleich eines Straussenmagens rühmen könnte, vom Genusse derselben lebenslang abhalten.

Es ist demnach zu bewundern, daß kein Werk bisher im Drucke erschienen, welches die gründliche und wahre Kenntniß der eßbaren und uneßbaren Schwämme anzeiget, vor Augen leget, oder gründliche Gegenmittel zum allgemeinen Nutzen vorgeschlagen hätte; man hat vielmehr die Erkenntniß und den Unterschied der Schwämme dem Waldmanne allein überlassen, welcher durch öf-

tere sowohl eigene als andere Unglücke die guten von den übeln zu unterscheiden erlernet, und sich dadurch weit grössere Kenntniß verschafft hat, als der erfahrenste Schwammbeschreiber, der durch allzugekünstelte Eintheilung und ungewisse Benennungen mehr Verwirrung als Aufklärung verursachet hat. Unläugbar ist es, daß der Landmann bisher die eßbaren und uneßbaren oder giftigen Schwämme am besten von einander unterscheiden, ihnen noch die schicklichsten Nahmen beygelegt, und die natürliche Eintheilung derselben weit besser, als die geschicktesten Kräuterkenner unserer Zeit getroffen. Die Gesundheit oder gar das Leben der Menschen in Ansehung dieser Speise hing also meistens von der Erfahrung des Bauers ab, welcher solche zu Markte brachte, und da er aus dem daraus gezogenen Gewinn seinen Vortheil fand, jederzeit mehr besorgt war, selbe in beträchtlicher Anzahl zu sammeln, als seine schuldige Aufmerksamkeit in genauerer Auslesung der guten anzuwenden.

Es kommt also dahier, wie gesagt, auf eine genauere Bestimmung der Gattungen an. Diese Arbeit hat freylich ihre großen Verdrießlichkeiten: die kurze Dauer, die mannichfaltigen Veränderungen in Ansehen und Farbe, die Einschränkung des Wachsthums auf bestimmte Witterung, müssen das Studium der Schwämme sehr erschweren; allein, so wie sich in unsern Tagen eine weit grössere Anzahl von Menschen mit der Pflanzenkenntniß beschäftiget, so kann es auch nicht fehlen, daß auch die Schwämme endlich näher beschrieben, und mit sichern Kennzeichen versehen werden. Alsdann erst werden wir die Erfahrungen von dem Nachtheile, oder von der Schädlichkeit dieser oder jener Gattung von Schwämmen sicher benützen, und endlich eine dem gemeinen Haufen gewiß nicht gleichgültige Sache, ob diese weitschichtige Classe volkreicherer Pflanzenfamilien so gänzlich ausser Gebrauch

gesetzt zu werden verdienen, bestimmen können. Vorläufig könnten nach Paulet's Beyspiele an verschiedenen Thieren Versuche angestellet werden; dann aber würde die Aufmerksamkeit gelehrter Gesellschaften, und ein mehrerer Trieb der Landärzte, die Naturgeschichte ihrer Gegend zu studiren, und die verschiedenen Gewächse des Vaterlandes gemeinschaftlich zu bestimmen, so wie das genaueste Verzeichniß aller, den Genuß verdächtiger Pflanzen betreffenden Fälle, der Sache bald ein ganz anderes Ansehen geben. Der Anfang eines in diesem Geschmacke geschriebenen Werkes ist bereits gemacht worden, unter dem Titel: Karls von Krapf, k. k. Hofrathes und Leibarztes ausführliche Beschreibung der in Unteröstenreich, sonderlich aber um Wien herum wachsenden, und in der Stadt zum Verkauf sowohl erlaubten, als unerlaubten eßbaren Schwämme, sammt den ihnen ähnlichen uneßbaren, schädlichen, giftigen, oder auch verdächtigen, ihren Kennzeichen, ihrer gewöhnlichen Zubereitung und den schädlichen Zufällen, welche die letzteren im menschlichen Körper verursachen. Da der würdige Verfasser dieses unentbehrlichen Werkes durch den allzufrühen Tod in seinem Vorhaben ist gehindert worden, und das Werk unvollendet blieb; so möchte doch jemand dieses fortsetzen, und von seinem Vorhaben durch kein Hinderniß abgehalten werden!

Gmelin hat uns die gemeinsten Kennzeichen der giftigen Schwämme aus den alten und neueren Aerzten zusammen getragen; welche, wenn sie einzeln, oder mehrere zusammen sind, einen Schwamm verdächtig machen: Ein sehr unangenehmes Aussehen, eine schwarzblaue, schwarze, grüne, oder wie ein Pfauenschwanz bildende Farbe, der einen faulen Geruch hat, geschwinde in die Fäulniß übergeht, im Kochen hart (wie roher Gurkensalat) wird, sehr klebrig anzufühlen ist, zähe

wird, und einen hohlen Stängel hat; so haben wir die größte Ursache, uns vor seinem Genusse zu hüthen. Inzwischen erinnert dieser Gelehrte mit Recht, daß man darum nicht behaupten könne, daß diejenigen Schwämme deßwegen für unschuldig zu halten seyn, welche diese Merkmahle nicht an sich tragen. Viele Köche sind der Meinung, daß das sicherste Kennzeichen eines giftartigen Schwammes darin bestehe; daß er Zwiebeln, welche mit ihm gekocht werden, schwarz färbe.

Solche allgemeine Kennzeichen können uns, wie Cartheuser dargethan hat, nie jene Gewißheit geben, welche wir durch genaue botanische Bestimmung jeder besonderen Gattung von Schwämmen erhalten. Man hat verschiedene Schwämme eßbar befunden, deren Farbe sie hätte können verdächtig scheinen machen: z. B. der Reizger (agaricus deliciosus, *Linn.*), der Korallenkeilschwamm (Clavaria coralloides, *Linn.*), u. d. gl. — Wo hingegen der Pfefferschwamm (agaricus piperatus, *Linn.*) bey aller seiner weißen Farbe, giftartig wirkt. Die verschiedenen Täublinge (agaricus integer, *Linn.*), deren einige roth, andere blau, andere grün sind, werden unter gewissen Ausnahmen ohne Nachtheil häufig verspeiset. — Aber nicht alle Täublinge setzt von Krapf unter die eßbaren. Die genaue Beschreibung und Unterscheidung dieser Schwammengattung muß man bey diesem Schriftsteller selbst nachsehen, wo man eine genaue Abbildung der sowohl eßbaren als uneßbaren Täublinge, und treffende Warnungen von den letztern finden wird. So z. B. der rothe uneßbare Täubling, wilder, giftiger, oder Sautäubling, unterscheidet sich von den rothen eßbaren Täubling durch keine sichere Zeichen, als durch den Geschmack, durch den Geruch, und durch das festere Fleisch; denn die Größe des Schwammes, und die Dicke seines Stieles, die Farbe seines Hutes, aus den gleich langen, oder

vermischten kürzern, dicken oder dünnern Blättern, oder auch aus dem schmälern Stiele und wenigern Fleische genommenen Kennzeichen sind weit unsicherer. Wer sich daher auf seinen wahren Geschmack und richtigen Geruch nicht sicher verlassen kann, für den ist es rathsamer, wenn er das Einkaufen oder Einsammeln der rothen Täublinge unterläßt. Haller sagt von seinem vielgeliebten Schweizervolke: daß es von den mehresten Schwämmen genieße, deren Stiel voll und fest ist, hingegen jene mit hohlem Stiele unberührt lasse. Allein der feste, volle Stiel, worauf sich die Schweizer berufen, trifft nicht bey allen Gattungen ein; so die zizenförmigen Schwämme (agaricus mammosus, *Linn.*), oder bey dem so in allen Küchen beliebten Spitzmorchel (Phallus esculentus, *Linn.*), und die Bischofsmütze, Morchel (Elvella mitra, *Linn.*), haben gleichfalls einen hohlen Stiel: wie dann auch die Insecten und Maden manchen festen Stiel aushohlen können, dessen Hut zu einer eßbaren Gattung von Schwämmen gehöret. Das Hartwerden unter dem Kochen ist eine Eigenschaft mancher Nahrungsmittel, die, unter einer weniger heftigen Wirkung des warmen Wassers, sehr schmackhaft und leicht verdaulich bleiben; des Stockfisches, der Schinken ꝛc. Die mehresten äußerlich klebrichten Kräuter und Schwämme sind zwar einer verdächtigen Natur; allein Michols trichterförmiger, mit einem klebrichten, am Rande wässerichten, in das lackfarbe einschlagenden hochrothen Hute versehener Blätterschwamm oder die Lardajola, ist völlig genießbar. Die von Gleditsch beschriebene Gattung des zizförmigen Schwammes, der weiße Schwamm eben dieses Schriftstellers, und verschiedene andere Pilze sind bey allem klebrichten Wesen dennoch eßbar.

Ihre Wirkungen sind nach dem Alter der Schwäm-

me, dem Boden, der Leibesbeschaffenheit, der Lebensart, bald hartnäckige, bald leichtere Leibesverstopfungen, Ekel, Magendrücken, Aufblähen, Entzündung der Lippen, Erbrechen, Schluchzen, Schneiden im Leibe, Stuhlreize, Blutabgang, Ohnmachten, Schlummer, Schlagflüsse, Wahnwitz, Wuth, Zittern, Krämpfe, fallende Sucht, schwerer Athem, Furcht vor dem Ersticken, dicker Urin, kalter Schweiß und der Tod. In den Leichen findet man den Magen und das Gedärm mit solchen Flecken, wie im Fleckfieber bedeckt.

Das Gegengift oder die Heilung beruhet Anfangs auf der Brechwurzel, oder weißen Vitriole, oder dem Brechweinsteine in verstärkter und wiederholter Dose. Hierauf folgt viel laues, wässeriges, schleimiges, öhliges Getränke, und Milch mit Honig.

Die schon den alten Aerzten beliebte Eintheilung der Schwämme in eßbare, und in solche, die es nicht sind, wäre freylich die kürzeste; wenn man nur zu einer näheren Bestimmung gekommen, und nicht so viel Willkürliches mit unter gelaufen wäre. Man bleibt daher noch immer besser bey der bereits angenommenen Eintheilung des Linne. So setzt auch Schreber dieselbe in einer besondern Abhandlung über die Schwämme zum Grunde; und solche scheinet auch die schicklichste zu seyn, bis dahin, bis sich in dieser noch dunklen Sache mehr Licht ausbreitet, will ich hier die bekanntesten Gattungen der Giftschwämme berühren. Ich muß aber meine Leser zum voraus bitten, daß sie ja daraus nicht den Schluß ziehen, daß ich alle übrige, deren ich hier nicht mit Nahmen gedenke, für unschädlich erkläre.

§. 81.

I. Blätterschwämme. (Agarici.)

a) Giftige.

1) Der Fliegenschwamm. (Agaricus muscarius, *Linn.* Agaricus, 24, 79, & 80. *Schäffer* Icon. Fung. I. T. 27, 28, 90, 91. *Lumnitzer* Fl. Poson. cibarium. Slav. Muchomurka.)

Man findet ihn vornehmlich im August und September in Wäldern und auf Waldwiesen mit seiner verführerischen Farbe. An dem jungen Schwamme ist der Stiel unten dünner, etwas knollig, und geschuppt oder zaserig. Die Farbe des Stiels ist weiß, selten röthlich, die Figur etwas gekrümmt, das Wesen durchaus feste, etwas hart, und es macht nahe am Hute eine breite, weiße, häutige Tresse, die von den vorigen Tressen einige Reste übrig behalten.

Am jungen Schwamme ist der Hut mit einem kleinen Schleyer überzogen, welcher sich aber bald wieder verliert, und auf der Oberfläche des Hutes Spuren von erhöhten Flecken zurück läßt. Anfänglich ist der Hut kugelrund, er spitzet sich aber bald zu einem Kegel, und wird nachher glockenförmig, wölbt sich hierauf wieder, und wird zuletzt flach wie ein Teller, macht einen umgerollten Rand, und vertieft sich selten zu einem Trichter.

Die Farbe des Hutes ist blutroth, nur daß sein Rand weißgelb oder gestreift ist; mit der Zeit wird der Hut goldgelb, zuweilen wenig roth, und er ist hier und da mit weißen Flecken oder Warzen besetzt, und gegen den Rand hellbraun und gestreift. Bisweilen trägt der Hut große Erhabenheiten an sich, und er hat wie die Oberfläche des Stiels eine ganz hellbraune Farbe, oder er ist aschgrau, grüngrau, in der Mitte weiß getöpfelt oder gefleckt; und gegen den Rand laufen zarte

Strahlen zu. Ein ander Mahl ist der Hut schwarzgrün, braungrün, grobweißfleckig.

Das Fleisch des Hutes ist gelblich, weiß oder röthlich. Die Blätter schließen sich dicht und in Menge an einander, sind weiß, oft staubig, und alt werden sie braun oder gelblich.

Sein Geschmack ist scharf, und der Geruch häßlich. Er betäubt die Fliegen, wenn man ihnen den wässerigen Aufguß desselben vorsetzt. Klein gerieben, und in die Fugen der Bettstellen gestrichen, tödtet er die Wanzen. Die Kamtschadalen machen sich aus dem schmalblättrigen Weidrich (Epilobium augustifolium,) und diesem Schwamme ein starkes Getränk. Er verursacht Berauschung, Wahnwitz, Tollkühnheit, Zittern, und eine solche Wuth, daß man sich für Verzweiflung in Schwerter und ins Feuer hineinstürzt. Demungeachtet wird dieser Schwamm doch in Rußland, Deutschland und Frankreich verspeiset, weil ihn die Art der Zurichtung und Mischung in etwas mildert, oder weil der wärmere Himmelsstrich es allmählich verflüchtiget.

Die Tartarn des östlichen Siberiens essen den Fliegenschwamm, (mit welcher Zubereitung weiß ich nicht) wenn es ihnen einfällt, ihre Einbilgungskraft zu berauschen. Nach einer halben Stunde sehen sie alle gewünschte Erscheinungen, sie glauben mit Geistern zu sprechen, sie singen und prophezeyen sich einander ihre Schicksale, sie fühlen sich zusehens in Riesen verwandelt zu werden, und die Gezelter sind bey dieser Ideentäuschung und in diesem babylonischen Lärmen seelenfroh und glücklich. Die Armen geizen nach dem Urine der reichen Ostiaken und Kamtschadalen, sie trinken ihn wetteifernd aus den seligen Nachtgeschirren, und dieser Urin, der von Mann zu Mann übergeht, wirkt bis ins vierte Glied; aber versteht sich, nach der Progreßionsrechnung, immer schwä-

cher. Rennthiere, so diesen Schwamm essen, schlafen ein, und selbst ihr Fleisch macht diejenigen noch rasend, welche davon essen.

Vicat glaubt, das bey zweyen Familien zu Lausanne, welche sich viele Schwämme gesammelt, die sie bisher für Reizger hielten, und wovon sie nur wenig genossen hatten, sehr fürchterliche Zufälle von der Orange entstanden seyen. Die Prinzessinn von Conti, welche die Orange zu Fontaineblau selbst suchte, und sich die gefundenen Schwämme wohl zurichten und auftischen ließ, konnte kaum noch von den Zufällen gerettet werden, die ihr den gewissen Tod droheten. Allein da dieser sehr giftige Fliegenschwamm, wie Paulet selbst anmerket, zu gewissen Zeiten seines Alters, der wahren Orange gleichet; so hat solchen die unglückliche Fürstinn für diese gewählet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß eben der Fliegenschwamm dem Kaiser Claudius aufgestellet worden, und nach dem Juvenal so gut schmeckte, daß er keine anderen Schwämme ferner mehr essen konnte.

2) Gelbe Pfifferlinge. Champignons jaunes.

Verursachen Zittern der Glieder, Wahnsinn, Ohnmachten, gichterische Zuckungen in dem Gesichte, Schlagflüsse ꝛc.

3) Fungus phalloides, annulatus, sordide virescens et parulus. *Vaillant. Schäff.* T. 85. 86.

Da dieser Schwamm nebst einigen Verschiedenheiten in der Farbe, hauptsächlich unter zwey Gestalten im Frühjahre mit ganz weiß, oder nur ganz leicht gräulichtem Hute von geringer Größe, im Spätjahre mit einer mehr gelb und grünlicht bezeichneten Decke erscheint; beyde Arten aber von einer sehr giftigen Wirkung sind, daß Thiere, welchen man ein Quentchen davon eingibt, nach Verlauf 10 Stunden auf ein Mahl schwach werden, ächzen, sich erbrechen, an allen Gliedmaßen zittern,

endlich in einen Schlaf verfallen und sterben; so gibt dieses Gewächs um so leichter zu tödtlichen Folgen auch unter Menschen Anlaß, als von solchen unterschiedene Schwämme von grüner Farbe ohne Nachtheil gegessen werden. Derjenige, womit er am leichtesten verwechselt wird, ist der Heiderling, (Chambignon, Agaricus campestris, *Linn.*) Inzwischen ist dieser schädliche Schwamm von dem unschuldigen Heiderlinge durch seine runde zwiebelartige Wurzel, und durch die weiße Farbe seiner Blätter leicht zu unterscheiden.

4) Der Pfefferschwamm. (Agaricus piperatus, *Linn.* Fungus piperatus, *Bauhin. Lumnitzer.* Fl. Poson. Merulus piperatas, *Willdenow.*)

Er erscheint sehr früh auf Weiden und in den Wäldern. Seine Farbe ist anfänglich schneeweiß, er wird aber endlich gelblich, hirschbraun, feuerroth und kastanienbraun. Sein Hut ist erst flach, in der Mitte etwas vertieft, am Rande herabgebogen. Mit der Zeit vertieft sich der Hut zu einem Trichter, darin sich der Regen wie in einem Becken sammelt, und den ganzen Hut bedeckt eine zähe Klebrichkeit. Die Blätterchen sind fest, ganz gerade durch Zweige zusammengehängt, anfangs weiß, endlich von der Farbe des Hutes. Der Stiel ist nackt, und das Fleisch des Hutes enthält einen ätzenden Milchsaft, der im Trockenen schwarzgelb wird und scharf bleibt. Man speiset ihn in Preußen und Kurland; sonst aber erregt er Erbrechen, heftige Abführungen durch Stuhl und Ohnmachten, und hat in Absicht auf die Folgen mit der Wolfsmilch ähnliche Wirkungen.

5) Agaricus pustulatus, *Polichii*, stipite annulato albo, pileo convexo, cinereo, verucis lamellisque albis. (*Lumnitzer* Fl. Poson.)

Paulet hat durch Versuche die Schädlichkeit die-

ses Schwammes und verschiedener Arten desselben genau beschrieben und bestättiget.

6) Der Mistschwamm. (Agaricus fimetarius, *Linn.*)

7) Der Mordschwamm. (Agaricus Necator, *Linn.*)

8) Der Speyteufel. (Agaricus XV. *Schaeff.* *Krapf* Tab. II. Fig. 1. 2. 10. Tab. III. Fig. 7. 8. Tab. VII. Fig. 8. Tab. X. Fig. 7.)

Er wächst gemeiniglich in allen Eichen- Birken- und Buchwäldern den ganzen Sommer hindurch, besonders bey feuchtem Wetter, doch aber nicht jederzeit in gleicher Menge. Man findet ihn meistens einzeln, selten aber mit andern Arten zusammen gewachsen, er ist hie und dort zerstreut; doch fand von Krapf diesen blutrothen Speyteufel einmahl mit drey auch vier andern zusammen gewachsen. Sein Stiel ist ohne Ring, gerade oder krumm, länger oder kürzer, und weiß, grau oder röthlich. Anfangs erscheint der Hut gewölbt, nachgehends flach, auf die letzt vertieft er sich; er ist blutroth oder feuerroth, oder blaßröthlich, oder schlechtgelb und roth, oder braun schattirt, oft feingetüpfelt, und oft am Rande gestreift und von weichem Fleische. Seine Blätter sind weiß oder blaßgelb, und krumm: und auf seinen Genuß folgt heftiges Brechen, Durchfälle und mehrere gefährliche Uebel.

9) Fungus mediae magnitudinis totus albus, pileo campanulato, in centro depresso, lamellis tenuibus, petiolo sulcato gracili. *Gmelin.*

Dieser Schwamm ist milchweiß, von mittlerer Größe, und etwas klebricht. Sein Hut hat einigermaßen die Gestalt einer Glocke, nur daß er in der Mitte vertieft ist. Sein Stiel, der einige Risse hat, wie auch die Blättchen, sind dünne. Durch diesen Schwamm wur-

de eine ganze Familie vergiftet, und konnte kaum noch vom Tode gerettet werden.

10) Der blutrothe Schwamm. (Agaricus sanguineus. Herbier de la France, Pl. VI.
Er macht Blasen auf der Zunge.

11) Agaricus viscidus, *Linn.*

12) Agraicus clypeatus, *Linn.*

13) Agaricus pileo cucullato, viscido & nigro, petiolo fistulato candido, *Cartheuser* p. 185.

14) Agaricus pileo plano, viscido citrino & splendente, vertice in conum acutum fastigiato, lamellis rarioribus, *Cartheuser* pag. 130.

15) Agaricus candidus & viscidus, ex una basi multiplex, pileo campanulato, in centro depresso, petiolo cylindraceo, gracili *Cartheuser* p. 130.

16) Amanita coniformis viscida lutea,

17) Amanita globosa, viscida, sordide lutea *Dilleni.*

18) Fungus bulbosus cruciformis odoratissimus des *Paulet* Pl. X. F. 2.

§. 82.

II. Löcherschwämme, (Boleti.)

b) Verdächtige.

1) Der bunte Löcherschwamm. (Boletus versicolor acaulis, fasciis dicoloribus, poris albis, *Linn.*)

2) Diejenigen Löcherschwämme überhaupt, welche an alten Stöcken und Bäumen wachsen, und mit größten Theils holzigten Fasern versehen sind.

3) Der zierliche Löcherschwamm. (Boletus elegans: Herbier de la France. Pl. 46.)

§. 83.

III. Gicht- oder Morchelschwamm, (Phallus.)

c) Giftartig.

Der unverschämte Gichtschwamm. (Phallus impudicus, *Linn.* P. Volvatus stupitatus, pileo celluloso.)

Die Jäger und Hirten, sagt Gleditsch, gebrauchen diesen Schwamm, wenn er noch nicht aus seinem Eye hervorgekommen ist, getrocknet zu einem geilmachenden Mittel für Vieh und Menschen.

§. 84.

IV. Keilschwämme, (Clavaria.)

Der Korallen Keilschwamm. (Clavaria Coralloides, *Linn.*)

Der gelbe und rothe Geisbart sind Abänderungen, und werden von vielen für sehr schmackhaft befunden, wenn sie gehörig zubereitet werden. Man will jedoch Beobachtungen gemacht haben, worin einige andere Abänderungen dieses Schwammes in geringer Gabe Erbrechen und andere üble Zufälle erweket haben.

§. 85.

V. Staubschwämme, (Lycoperdon.)

Das ganze Geschlecht der Staubschwämme wird mit Recht unter die giftigsten Gewächse gezählet; den einzigen Trüfelschwamm (Tuber Amanita muscaria, *Willdenow's. Linn.*) ausgenommen, welcher genossen werden kann, und uns wegen seinem vortrefflichen Geschmacke für alle die übrigen schadlos hält.

Alle Giftschwämme nehmen sowohl an den ätzenden Magengiften, welche tödtlich heftig reizen, als an den betäubenden Nervengiften, so den reizbaren Theilen des

Körpers alle angebornen Reize benehmen, Antheil. Folglich muß man die Cur gegen den Genuß der Giftschwämme auf folgende Art anrichten: Man gebe etliche Eßlöffel Meerzwiebel-Honig, mit vielem lauen Wasser dem Vergifteten zum Erbrechen ein, und wenn der Kranke von selbst häufiges Erbrechen leiden sollte, so muß derselbe viel laues Wasser trinken, worin gemeiner Sauerhonig aufgelöst worden. Hierauf verordnet man Milch, Oehl, Butter und Honig gemischt, Essigwasser, Limonade, saure Molken; dieses nimmt man sowohl in Form der Getränke, als der Klystiere, und Klystiere von Milch und Oehl müssen auch den heftigen Durchlauf mildern. Wenn nun der Magen und das Gedärm entledigt worden, so reiche man dem Kranken einen Theelöffel voll Theriak in einem Trunke Wein, der mit saurem Honig versüßt ist. Den Kranken zu stärken, oder die Nachcur vollkommen zu machen, dienet Milch, Gallert von Kälberfüßen, geraspeltes, abgekochtes Hirschhorn, ein alter Wein und Zimmetwasser mit Syrup von Citronen. Gegen die Beschädigung des Gedärms wendet man lange Zeit Gerstenschleim und arabisches Gummi in Wasser, oder abgekochte Salap, Althänwurzel und öftere Klystiere von Leinöhl mit Nutzen an. Alle Schwämme sollten billig erst in Wasser abgekocht werden, wozu etwas Essig gegossen worden. Dieses Wasser gieße man als schädlich weg, und dann bereite man die Schwämme mit Essig und trinke Essigmethwasser dazu.

Mit den Spitzen des grünenden Hanfes (Canabis sativa, *Linn.*) und etwas Honig, machen die Morgenländer ihren Bangus, wenn sie sich in eine angenehme Art von Trunkenheit und Beneblung des Verstandes versetzen wollen.

§. 86.

4) Die lähmenden Giftpflanzen.

Ohne Zweifel ist das phlogistische Betäubungsgift in der mehligen Gallerte der Pflanze so verwickelt, daß es nur nach vollendetem Verdauungsgeschäfte Freyheit bekömmt, in das Blut überzugehen und sich an die Muskelfasern anzuhängen, weil es so langsam und bloß durch den Weg der Lähmung wirkt. Dieses thut

Die purpurrothe Platererbse. (Lathyrus Cicer, *Linn.* Ung. Cziczer, bagoly-borso. Slav. Cyzrna.)

Diese schlingt sich durch ihre einfache Gabeln einen Fuß hoch hinauf. Ihre Blätter sind groß, breit und oval. Die Blume ist klein, der Kelch glockenförmig, und die Krone dunkel blutroth, mit vier Blättchen versehen. Die Schote ist flach gedrückt, und die Erbse eckig.

Nach den Wahrnehmungen eines Binningers und Duvernoi soll der häufige Gebrauch dieser Erbsen eine Gelenksteifigkeit an Händen und Füßen hervorgebracht haben, Herr Doctor Hirzel sah auf den Genuß derselben bey einer ganzen Familie Lähmung der Schenkel und Knie erfolgen.

§. 87.

b) Pflanzen, welche bloß in der Wunde tödtlich sind, oder Wundengifte.

Die Wilden in Amerika haben einige Arten von einer Pflanze, welche sie Nibbees nennen. Die Rinden derselben schaben sie nach gewissem Gewichte unter einander und kochen sie mit Wasser ab, dicken den Extract zur Theerconsistenz ein, und bey diesem allen wenden sie bloß ein schwaches Feuer an, damit sich die vergiftenden

Säfte nicht verflüchtigen mögen. In das Gifttheer tauchen sie flachgeschnittene Späne von einem Holze ein, welche sie in verstopften Röhren aufbewahren. Wenn sie die Spitzen ihrer Pfeile vergiften wollen, so lassen sie das eingekochte Gift in Wasser oder am Feuer auflösen, und tauchen die Pfeilspitzen hinein. Dieses Gift löset sich fast in allen Flüssigkeiten auf, und es zeiget sich in den Versuchen weder als Alkali, noch als Säure. Aber wenn man wenig Grane desselben mit einigen Lothen Menschenblut vermischt, so warm als es aus der Ader gelassen wird: so sieht man, daß sich das gelbe Blutwasser von dem dicken Bestandtheile des Blutes nicht zu scheiden vermag. Verschluckt oder an eine gesunde, unverletzte Haut gestrichen, richtet das Gift keinen Schaden an, und man kann mit diesen Giftpfeilen erschossene Thiere ohne Furcht verspeisen. Und doch tödtet das Gift, vermittelst der kleinsten Wunde, Menschen und Thiere, indem die verletzte Stelle sogleich aufschwillt, und der Verwundete stirbt in der ersten Minute. Unfehlbar würde das schnelle Aussaugen der Wunde den Unglücklichen retten, und der Schröpfkopf und die Eiterung das Uebel vollends heben. Gewöhnlich sind es Pflanzen, welche sich um andere hinauf winden.

Die Karaiben vergiften ihre Pfeile auch mit dem Milchsafte des oben gedachten Manchinell oder Mancinellenbaums dadurch, daß sie dieselben in den herauströpfelnden Saft stecken, welchen die aufgeschlitzte Rinde von sich gibt. Die Milch derselben ist dicker als Thiermilch und zwischen den Fingern klebrig. Sie lassen die getränkte Pfeilspitze im Schatten trocken werden, ehe sie solche verschießen. Die Wilden haben ein Gegengift bey der Hand, um das Mancinellgift zu schwächen, indem sie die Pflanze Toulala, so die Franzosen in Amerika Pfeilkraut nennen, sonderlich die Wurzel desselben

stam-

stampfen oder reiben, auf die Wunde legen, und zugleich den Verwundeten eine Tisane von der Wurzel trinken lassen. Man muß aber mit dieser Hülfe eilen, und das Aussaugen und Einreiben mit Oehl würde mit Nutzen vorangehen können. Die Karaiben lassen Thiere, so die abgefallenen Mancinellenäpfel genossen, viel Oehl trinken, damit sie sich erbrechen mögen. Der Baum sieht völlig wie unser Birnbaum aus, und sein weißgeflecktes schönes Holz, seine Blätter, und der Regen von denselben, die Frucht und sogar der Schatten, unter welchem man mit Geschwulst und Kopfschmerzen erwacht, alles ist vergiftend. Die Karaiben machen, ehe sie den Baum umhauen, ein Flammenfeuer von trockenen Reisern um den Stamm, man weichet dem Rauche behuthsam aus, und wenn der Baum hinlänglich ausgedörrt worden, so bedeckt man das Gesicht und die Hände mit Lappen, und mit dieser Maske hauen sie den Baum um, und die Breterschneider und Drechsler bedienen sich wegen des Holzmehles eben dieser Vorsicht. Indessen hat das Holz unter den schönen Hölzern der neuen Welt den ersten Rang.

Es folgen Versuche mit dem Pfeilgifte der amerikanischen Wilden, deren eines Lema, das andere Tikunas heißt, beyde von einerley Wirkung und Tödtlichkeit. Etwas Tikunas auf Kohlen gestreut, um eine Taube in dem Giftgeruch zu halten, that der Taube keinen Schaden. Zwey Gran dieses Giftes in Wasser aufgelöst und einem Kaninchen zu trinken gegeben, thaten nicht die kleinste Wirkung. Man steckte amerikanische Giftpfeile einem Kaninchen vier Tage lang in das Fett, und diese wirkten nur dann, wenn damit eine Muskel verletzt worden war; bloß in diesem Falle starben Thiere mit allen Merkmahlen und Zufällen der vergifteten Verwundeten.

§. 88.

c) Pflanzen, die als Magen- und Wundgifte sowohl innerlich als äußerlich tödten.

1) Die weiße, 2) die schwarze Nießwurz, 3) die Christwurz. 4) die wahre Christwurz und 5) der schweizerische Hahnenfuß.

1) Die weiße Nießwurz mit weißgrünen Blumen, Wendewurz, Dolltoken. (Veratrum album. *Linn.* Helleborus albus. *Bauh.* et *Clus.* Ung. Nadragulya Fejérbunyor, Prüszszentösü, Sárga-Kükerts. Slav. Ellebor byly. Cemeryce byla.)

Sie wächst auf den bergichten Orten, an kalten grasichten Stellen und besonders auf nassen Wiesen bey Bächen, hält mehrere Jahre aus und blüht im Junius und Julius. Ihre Wurzel bestehet aus einem mehrentheils länglichen Knollen, mit vielen langen rundlichen Zasern. Der Stängel stehet aufrecht und ist einfach, zwey bis drey Fuß hoch. Die Blätter machen sich vom Stängel nach und nach los, sie sind groß wie die Blätter des großen Wegerichs, eyförmig, lanzettenartig, zugespitzt, mit starken Furchen geadert, glatt, weich und unbestielt und ohne Rundzähne. Die Blumen bilden dichte Aehren, und diese zusammen gesetzten Sträußer sind etwas rauch, steif, weiß, von außen grün, mit Linien durchadert. Die obern Blumen sind Zwitter, die untern männlich. Von den sechs Blumenblättchen sind die drey äußersten etwas härter, und die innern blasser an Farbe. An den Zwitterblumen, denen der Kelch fehlt, findet man sechs lanzettenförmige am Rande dünnere, gezähnte Blättchen, sechs pfriemenförmige kurze Staubfäden mit viereckigen Staubsäcken, sechs Eyerstöcke; sie hinterlassen drey längliche zusammen-

gedrückte einfächerige Kapseln oder Schoten mit vielen länglichen, flachen, an dem einen Ende stumpfen Samen. Zwischen den Zwittern zeigen sich auch die männlichen Blumen, denen der Griffel, Eyerstock und Staubweg fehlt.

Die Wurzel besitzet einen brennenden, etwas bittern, zusammenziehenden ekelhaften Geschmack, welcher den Schlund und Magen angreift; und leere Reize zum Erbrechen, Brennen, Schluchzen, blutigen Stuhlgang, ein Schwellen des Leibes, Zuckungen, Schwindel, Blindheit, Schlagflüsse, einen blutigen Schweiß an den Nägeln, Frost und den Tod nach sich zieht. Als Niesepulver in die Nase gezogen, erregt sie ein gefährliches Niesen. Sie veranlaßt auf den Magen gelegt ein starkes Erbrechen, und dieses thut sie ebenfalls in der Eigenschaft eines Stuhlzäpfchens. Der Wurzelsaft tödtet an Pfeile gestrichen, und vergiftet die damit gemachten Wunden. Nach der wiederholten Sage bedienen sich die spanischen Jäger des Saftes zu dieser Absicht, und sie essen mit dergleichen Pfeilen getroffene Thiere ohne Schaden davon zu leiden. In der Milch, die man damit abkocht, wird sie zu einem Fliegengifte. Von Haller schreibt, daß die Pflanze von den Mauleseln begierig aufgesucht werde; außer dem verabscheuet sie alles Vieh.

Man gab einem jungen Hunde von drey Wochen einen Scrupel von der Wurzel in Milch ein. Er erbrach sich, bekam Krämpfe, und lag nach einer Viertelstunde mit ausgestreckter Zunge wie todt da. Da man ihn nach einer halben Stunde öffnete, so fand man den Magen welk und gerunzelt, etwas entzündet, und das Blut flüssig.

In Amerika weicht man die Körner des türkischen Weitzens, die man zur Saat bestimmt hat, in dem Wasser ein, worin diese Wurzel gekocht worden ist, um

sie gegen räuberische Thiere, Mäuse u. d. gl. zu verwahren, welche davon getödtet werden. In der nähmlichen Absicht bedienen sich die ungarischen Bauersleute derselben Wurzel, diese und andere Feinde der Feldfrüchte und der Bienen umzubringen: man legt an Orte, die sie fleißig besuchen, Brot oder andere ihnen angenehme Speisen, die mit dem Pulver dieser Wurzel gewürzt sind, so kommen selbe richtig um.

2) Die weiße Nießwurz mit schwarzen Blumen. (Veratrum nigrum, *Linn.* Helleborus albus flore atro rubente, *Bauh.* Ung. Fekete Hunyor, Fekete kükerts. Slav. Czerna Kychowka.)

Diese weiße Nießwurz mit schwarzen Blumen äußert ähnliche Wirkungen mit der weißen Nießwurz, und wird auch ohne Unterschied von gemeinen Bauersweibern als ein sehr heftiges Brech- und Purgirmittel gemißbraucht. Dieser wächst mehr an niedrigen, grasigen Stellen, auf Wiesen bey Bächen, und blüht im Julius und August.

3) Die schwarze Nießwurz, Christwurz, Winterrose. (Helleborus niger, *Linn.* Ung. Fekete-hunyor, Zaszpa, Kigyo-fü. Slav. Ellebor cerny, Swateho Ducha korenj.

Diese oft schon im December bis zum März blühende Pflanze wächst wild auf den Oesterreichischen und Appeninischen Gebirgen auf rauhen Stellen, oder man erziehet sie im Garten. Ihre Wurzel ist von außen schwarzbraun, inwendig weiß, von obenher knopfig und unterwärts mit vielen dicken fleischigen Zasern besetzt, welche sich weit herum im Boden ausbreiten und aus einem Knöpfchen entspringen; sie riechen und schmecken

scharf. Ihre zahlreichen Blätter sind glänzend, dunkelgrün, feste, hart wie Leder und bestehen aus sieben bis acht dicken, fleischigen Lanzettenlappen, die sich an ihren gemeinschaftlichen Stielen dergestalt ordnen, daß sie zusammen genommen ein Fußblatt ausmachen. Die Blumenschäfte sind rundlich von grünlichem Grunde, der Länge nach rothgefleckt und tragen ein oder mehr anders geformte Blätter. Die Blumen sind groß, schön, weiß, bisweilen etwas rötlich oder hie und da blaßroth gewölkt oder geadert, und die Krone besteht aus fünf großen rundlichen Blättern. In den übrigen Stücken ist sie der stinkenden Niesewurz ähnlich, behält ihre Blätter den ganzen Winter hindurch grün, und blühet im Froste.

Ihre Wurzel ist etwas milder als die weiße. Auf den Genuß des Extracts oder der Wurzel erfolgt eine heftige Abführung, Erbrechen, Krampf und der Tod bey Menschen und Thieren. Ihr Saft vergiftet Pfeile. Die Wurzel ist scharf, etwas bitter, ekelhaft, stinkend, zieht Blasen auf, ist ein gefährliches Niesemittel. Hiervon habe ich selbst zu Wien in einem Gasthofe ein trauriges Beyspiel gesehen: Es wurde einem mit Brustdefect behafteten Manne zu trinken gegeben, als ihm der Wein ein wenig in den Kopf stieg, forderte er von einem eine Prise Tobak, dieser war mit einer doppelten Tobaksdose versehen, in welcher auf einer Seite ein solches Nießpulver war, und gab ihm davon, auf welches der Mann alsogleich sehr zu nießen anfing, daß ihm das Blut aus Mund und Nase hervorbrach und er in Zeit von zwanzig Stunden des Todes war. Man gebraucht bloß die Wurzelzasern in der Medicin bey der Niesewurztinctur des Wedels, um damit die zarten Gefäße der verstopften Eingeweide zu öffnen, wie auch zu Haarseilen in der Vieharzneykunst.

Theophrast sah auf den Genuß der Blätter Pferde, Schweine und Rindvieh darauf gehen. Auch den Ziegen, die sie abweiden, erregt sie Bauchflüsse; Hunde, denen man das Extract oder das davon gebrannte Wasser eingibt, erfahren dergleichen Zufälle.

4) Die wahre Christwurz (Helleborus orientalis.) wächst in der Levante, der Stängel ist einblumig, die Blätter fußförmig, unterhalb haarig. Dieses ist die Wurzel, die Hippocrates so sehr empfiehlt. Sie stimmt ganz mit der vorigen in ihren Wirkungen überein.

5) Der schweizerische Hahnenfuß (Ranunculus Thora, *Linn.*) wächst auf den schweizerischen und pyrenäischen Gebirgen. Die Wurzel ist Büschelförmig, mit einwärts gekrümmten Haken, die sich in lange Fasern verlieren. Der Stängel ist fest, niedrig, und trägt höchstens zwey Blumen. Er ist nur mit einigen wenigen Blättern besetzt, die hart wie Leder, nervig und meergrün sind; das unterste Blatt ist Nierenförmig und gezähnt, das mittlere ist dem untersten ähnlich, nur daß es dreyspaltig ist; das oberste ist ganz einfach und schmal. Die Blume hat einen umgeschlagenen Kelch, der in die gelbliche Farbe spielt. Die Krone ist glänzend, gelb, und besteht aus fünf Blättchen, wenn sie einfach ist; die Staubwege haben lange Griffel und das Köpfchen ist rundlich.

Er hat in allen seinen Theilen eine ausnehmende Schärfe, welche über die Schärfe des Gifthahnenfußes geht, die er selbst durch die Veränderung seines natürlichen Standortes und durch die Verpflanzung in Gärten nicht verliert, die aber, wenn er Samen angesetzt hat, um sehr viel milder wird, und wenn er getrocknet wird, gänzlich vergeht.

Sein Saft durch die Wunde mit dem Blute eines Thieres vermengt, erregt Schlummer, ob er gleich nicht

zu jeder Zeit des Lebens der Pflanze tödtlich ist. Mit eben diesem Safte sollen die Waldenser ihre Pfeile, Spieße, Kugeln u. d. gl. so sehr vergiften, daß Menschen und Thiere, welche damit verwundet werden, plötzlich und unvermeidlich dahin sterben. In derselben Absicht bedienten sich die alten Einwohner von Lucern desselben. Gmelin muthmaßte, daß das celtische Gift, dessen Aristoteles gedenkt, und das Limeum, dessen Saft die Gallier in dem gleichen Endzweck gebrauchten, dieß sey. Die Bewohner der Alpen beschmieren mit diesem Gifte die Spitzen der Messer, womit sie ihr Geflügel erstechen, theils um es geschwinder zu tödten, theils das Fleisch zärter zu machen, die auf diese Art getödteten Thiere können ohne die mindeste Gefahr gespeist werden.

§. 89.

4) Kleine Waldanemone. 5) Hahnenfußartige Anemone. 6) Der Bergsturmhut. 7 Napell. 8) Gelber Sturmhut.

4) Die kleine weiße Waldanemone, weißer Waldhahnenfuß, weiße Aprilranunkel, Storchblume, weiße Windblume. (Anemone nemorosa, *Linn.* Ranunculus phragnites albus vernus, *Tour.* Ranunculus sylvarum, *Clusius*, *Lumnitzer.* Fl. Poson.)

Sie blühet in rauhen Gegenden und Gehölzen im April und May. Ihre Wurzel ist klein, nimmt in der Erde einen Strich, welcher der Horizontallinie parallel ist, und sie treibt ihren Stängel unter einem rechten Winkel hinauf. Die Blätter stehen drey und drey beysammen und jedes Blatt bestehet wiederum aus zwey, drey und vier länglichen, nochmahls eingeschnittenen Blättchen von spitzgezähntem Rande. Die Blume ist ziemlich groß, sechs oder mehr blättrich, weiß, oft et-

was mit Purpur schattirt, die sechs oder acht abgesonderten Blätter der Krone sind oval und die Samen bilden einen gekrümmten Schwanz, und vereinigen sich sich zu einem gewölbten Knöpfchen. Der krautartige Stängel wird etwa so lang als ein Spannenmaß, und das einzelne vielfach lappiche Wurzelblatt stehet auf einem langen Stiele.

Das Gewächs ist ohne Geruch, aber äußerst scharf und etwas bitter am Geschmacke, so daß die Wurzel auf der Haut Blasen zieht, und ihr Genuß Bangigkeit und den Tod nach sich zieht. Sie leistet indessen in heftigen Zahnschmerzen gute Dienste, veranlaßt hingegen bey dem Hornvieh die Ruhr und bey den Schafen die Darmentzündung und blutigen Harn.

5) Die gelbe hahnenfußartige Anemone, gelbes frühes Waldhähnchen, Goldhähnchen. (Anemone ranunculoides, *Linn.* Ranunculus nemorosus luteus, *Bauh.* *Lumnitzer* Fl. Poson.)

Diese blühet in Gehölzen und Waldwiesen im April und May, und kommt mit Nro. 4. im Bau überein, nur daß die Blätter etwas kleiner und spitziger, und ganz und gar keine Wurzelblätter vorhanden sind. Außerdem erscheinen hier zwey goldgelbe kleinere Blumen von fünf Blättern.

Die ganze Pflanze schmeckt sehr scharf und die Kamtschadalen bestreichen ihre Pfeile mit dem Wurzelsafte. Man merkt davon an, daß eine solche Wunde unheilbar ist, wofern man sie nicht auf der Stelle aussaugt; außerdem läuft sie in kurzer Zeit blau an, schwillt, und tödtet innerhalb zwey Tagen. Mit dergleichen Pfeilen entkräften und tödten die Kamtschadalen die größten Wallfische.

6) Der Bergsturmhut, blaues Eisenhütlein, blaue Wolfswurz. (Aconitum Cammarum, *Linn.* Aconitum magnum. Ung. Sisak-fü, Kuklas-fü, Tsuklya-fü.)

Man trifft denselben auf hohen Gebirgen in seinem natürlichen Standorte an. Die Wurzel ist knollig, stellet gleichsam eine Steckrübe vor. Ihr Stängel wird etwa drey bis vier Fuß hoch, und die Blühzeit fällt im Junius. Der Stängel ist ästreich, dick, belaubt und blumenreich. Die Blätter sind dunkelgrün, fest, glänzend, breit, keilförmig, und die Einschnitte der Lappen sperren sich aus einander. Die zahlreichen Blumenähren sind locker gestellt und die dunkelblauen Blumen, die keinen Kelch haben, enthalten über dreyßig Staubfäden. Die dunkelblaue Krone hat hier und da grüne Nuanzen, ist länger als breit, und ihre fünf rundlich gebogenen Helmblätter sind ungleich groß. Jede Blume hinterläßt drey bis fünf trockene Samengehäuse mit vielen schwarzen, rauchen und beynahe viereckigen Samen, die in der Schote liegen.

An der Pflanze sind alle Theile und besonders der ausgepreßte Saft von einer solchen Schärfe, daß derselbe Speichelfluß, Zungenlähmung, blaugeschwollene Lippen, starkes Erbrechen, Magendrücken, heftige Bauchflüsse, ein Aufschwellen des Unterleibes, ein Brennen im Gedärme, und eine Empfindung hervorbringt, als ob im Leibe Ameisen herumkröchen. Es zeigen sich Schmerzen in den verschiedenen Theilen des Körpers, Schwindel, Lähmung der einen Körperhälfte, Schwachheit, Wuth, Starrsucht, Zuckungen, Bangigkeit, eine schwarzblaue Gesichtsfarbe, und nach diesen Zufällen ein plötzlicher Tod. Schon die alten Giftmischer kannten dieses Kraut und sie rühmten sich, den Tod zwey oder drey Monathe lang, oder ein Paar Tage damit verschieben zu können.

Matthiol gab 1561 einem zum Tode verurtheilten Missethäter ein Quentchen von der Wurzel des Eisenhütchens in Rosenzucker ein, um ein gewisses Gegengift an denselben zu versuchen. Nach anderthalb Stunden gab man ihm noch eine Dose Pulver von Stängeln, Blättern, Blumen und Samen ein; aber auch dieses wirkte in ein Paar Stunden ganz und gar nicht. Indessen klagte der Unglückliche eine Stunde darauf über Ermattung, Bangigkeit, und Schweiß, und weil der Pulsschlag immer schwächer ward, so reichte man ihm das Gegengift. Er verdrehete sogleich die Augen, verzog den Kopf und Schulter, fiel in Ohnmacht, bekam einen Stuhlgang, klagte über Frost, gab durch Erbrechen einen faulen, gallichten schwarzen Unrath von sich, wurde schläfrig, und starb plötzlich. Sein Gesicht wurde schwarzblau. Die Pflanze wirkt am heftigsten, ehe sie Stängel und Blumen getrieben. Die Pferde genießen sie ohne Schaden, aber Kühe, Schafe und Ziegen kommen davon um.

Den Berichten zufolge tödtet schon der Saft in der Wunde; es erfolgen Ohnmachten, Magenkrämpfe, Bangigkeiten, Hitze und Durst. Aeußerlich aufgelegt, zieht die Pflanze Blasen, und kam in die ehemahlige Hexensalbe. Mit den Wurzeln, wenn man selbe mit Fleisch vermengt, Kugeln daraus machet, und selbe den Wölfen vorwirft, werden solche getödtet. Einige Aerzte berichten, daß sie die mit Weingeiste aus dem ausgetrockneten Kraute ausgezogene Essenz als ein vortreffliches Mittel in Gicht und Drüsenverhärtungen zum innerlichen Gebrauche angewandt haben. Von Haller empfiehlt den Napellextract des Baron Störks aus dieser Pflanze zu machen.

Auch der Ausdünstung der Pflanze hat man schädliche Kräfte zugeschrieben, Bangigkeiten und Ohnmach-

ten auf ihre Rechnung gezählt; sogar der Dampf der brennenden Pflanze soll nach einigen Wahrnehmungen nachtheilige Folgen für die Gesundheit haben.

Die Zeit wird entscheiden, ob Aerzte künftig mit dieser Pflanze und allen andern Giften gegen verzweifelte Krankheiten eine vernünftige Giftapotheke anzulegen das Recht bekommen können; denn das höchste Gut eines Menschen, die Gesundheit seinem Ehrgeize aufzuopfern, um sich einen Nahmen zu machen, daß man mit Gift, wie mit der Tobaksdose spielen könne, ist des Stranges werth, und wir haben durch eine sechstausendjährige Erfahrung kaum die bekannte Simplicia nach jeder Leibesbeschaffenheit, Gewohnheiten u. s. w. zu verordnen gelernt, um dennoch täglich zu irren und zu versuchen. Kurz: Millionen Aerzte haben kaum die wahre Dose für die Umstände eines Kranken bisher durch Ueberlieferungen kennen gelernet; wie kann dann ein einziger v. S — durch wenige Versuche der ganzen Welt Gifte zu verschreiben, so dreist seyn? Dazu würden Jahrhunderte, die äußersten Versuche, und wenigstens tausend Naturforscher schwerlich hinlänglich seyn, da wir noch zur Stunde nicht ein Mahl wissen, was der eigentliche Giftbestandtheil, oder was das Wesen des Giftes sey.

7) Der Napell, blaues Eisenhütchen, Kappenblume, Sturmhut, Teufelswurz, Narrenkappe, Wolfwurz. (Aconitum napellus, *Linn.* Aconitum caeruleum seu Napellus, *Bauh.* Napellus vulgaris, *Clus.* Ung. Katika-ré-pája-fü, Sisak-fü. Slav. Salamunek.

Man trifft denselben bey uns in Gärten, besonders der Landleute an, und auf hohen Gebirgen in den Gömörer und Neusohler Gespannschaften wild, wo er etwa zwey Fuß hoch wächst, neben Bächen, und blühet im Julius und August. Die Wurzel ist rübenförmig.

Der Stängel ist aufrecht, steif, bis fünf Fuß hoch, und er endigt sich in eine walzenförmige Blumenähre, welche gedrängt auf dem Stängelwipfel aufsitzt. Die Blumen sind vollkommen dunkelbraun, und ihr oberstes Blatt hat mit einer Sturmhaube oder Helme alle Aehnlichkeit. Die häufigen Blätter sind schwarzgrün, steif, glänzend, und bis an den Stiel in drey bis fünf nochmahls ausgeschnittene Lappen zertheilt, darunter der Mittellappe allezeit dreytheilig ist. Die Krone ist fünfblättrig; das obere Blatt ist der eigentliche Halm, die zwey Seitenblätter sind rundlicher, und die zwey untersten klein und eyförmig. Es sind zwey Honiggefäße da; die zahlreichen Staubfäden sind braungelb, und die drey Samenkapseln, worin die Schoten liegen, stellen einen grünen Kelch mit umgebogenen Spitzen vor.

Die Alten leiteten diese Pflanze aus dem Gifte des Cerberus her. In Rußland lockt man die Wölfe durch Fleisch herbey, unter welches die Tartaren Napell hacken. Das übermäßige Erbrechen, so die Wölfe davon bekommen, macht andere Wölfe nach der ausgewürgten Speise lüstern, und alle kommen davon um. Man kommt den Ziegen und andern Vieh, so davon gegessen, mit Butter zu Hülfe. Baron Störk verordnet den blauen Sturmhut in der Gestalt eines Extracts von einem bis zehn Gran des Tages, als ein vortreffliches Heilsmittel in der Gicht, dem Podagra, in der Lähmung und gegen langwierige Flüsse.

8) Gelber Sturmhut, gelbe Wolfswurz, gelbes Eisenhütchen. (Aconitum lycoctonum, *Linn.* Aconitum luteum, *Bauh.* Ung. Farkas-répa, Farkas-gyöker, Farkas-bab, Farkas méreg-fü, Viszsza-fordulo-szölö, Mérges-fü. Slav. Moweg Wlcj

Er blüht in den Monathen Junius und Julius;

wild wachsen habe ich ihn nie gesehen, allein in Gärten desto häufiger, und ist dem Napell bis auf die Blätter ähnlich, welche an dem gelben Sturmhute breiter, haariger, handförmig, und in fingerähnliche Lappen ausgeschnitten sind. Die Blumenkrone ist zottig, gelbgrün, und das obere Halmblatt der vorhergehenden zeiget sich hier walzenförmig, und folglich die Blume röhrig. In Norwegen blüht dieser Sturmhut nicht gelb, sondern jederzeit blau.

Die Wurzel brachte zu Antwerpen eine ganze Tischgesellschaft, der man sie als Salat aufgetragen hatte, ums Leben. Die Blumen verursachen brennende Magenschmerzen und Schwindel. Das Decoct von der Pflanze tödtet Fliegen, Wanzen und die Läuse des Viehes, so wie die Jäger mit der Wurzel Wölfe und Iltisse, Ratten und Mäuse hinrichten, wenn sie die Wurzel mit Wasser abkochen, oder mit Oehl zur Salbe eintreiben. Der ganzen Art fehlet der Kelch. Unter dem Honigbehälter befinden sich sechs kleine Schuppen im Kreise.

9. Der neubergische Eisenhut. (Aconitum neomontanum, *Wildenow.*)

Der wahre und der neubergische Eisenhut haben nicht wie die vorige Art gelbe, sondern blaue Blumen. Der wahre Eisenhut kommt auf den höchsten Gebirgen in der Schweiz, im Salzburgischen u. a. O. vor, der neubergische hingegen ist weit gemeiner und findet sich auf niedrigen Gebirgen in Deutschland und Ungarn, auch ist er überall in den Gärten anzutreffen. Der Shora der Honigkappe gekrümt, stumpf, die Lippe lanzettförmig, zurückgerollt, spaltig, der Helm convex, die Blätter glänzend, gefingert, fünftheilig, die Einschnitte breit, lanzettförmig, kurz, gezähnt, die Blumenstiele glatt. Beyde sind giftig und in ihren Eigenschaften völlig übereinstimmend. Sie sind von den Aerzten beständig verwechselt worden,

immer hat man den letztern gebraucht und den erstern anzuwenden geglaubt. Obgleich die Eisenhutarten giftig sind, so hat man doch in kleinen Gaben, bey der Epilepsie, hartnäckigen Gichtbeschwerden, Melancholie und Monie gute Wirkungen davon gesehen.

§. 90.

Magen- und Wundgifte aus dem Geschlechte der betäubenden Pflanzen.

1) Der einschläfernde Mohn. 2) Gehörneter Mohn. 3) Wilder Lattich. 4) Giftlattich.

1) Der einschläfernde Mohn. (Opium Papaver somniferum. *Linn.* Papaver album & nigrum.)

Sein Stängel ist glatt, zwey, in Persien vier Fuß hoch, und in Aesten in Gestalt der Aerme ausgestreckt. Die Blätter sind glatt, meergrün, und von gezähntem Rande. Die Blumen sind groß, anfangs hängend, einfach, oder gefüllt, und mit mehr als hundert Staubfäden besetzt. Die Krone hat vier rundliche, offene, welke Blätter, die an der wilden Pflanze grau, mit einem schwarzblauen Flecken am Fuße eines jeden Blumenblattes bezeichnet, oder auch graublau, weiß, blau, oder roth gefärbt sind. Die Frucht ist ein glatter, kugelrunder, mit einer rundlichen geribbten Stürze bedeckter Kopf, so im Umkreise zehn bis zwölf Löcher hat. Inwendig befinden sich im Mohnkopfe eben so viele Scheidewände, und diese Köpfe wachsen bisweilen so groß, daß darin siebenzig Loth Wasser Platz haben.

In heißen Erdstrichen, als Apulien, Aegypten, Arabien, Persien, wächst die Blume sehr groß, und alsdann sind ihre Ausdünstungen schädlich, sie erwecken Ohnmachten, Gefühllosigkeit, Zittern, und die Gesichtsfarbe zeigt sich schwarzblau. Das von frischen Mohnköpfen ab-

gekochte Wasser macht Personen erst zänkisch, und hierauf fühlen sie sich entzückt, lustig, wahnwitzig, und am Ende dumm und betäubt. Der aus dem grünen, aufgeschlitzten Mohnköpfen herauslaufende Milchsaft wird an der Luft schwarz, und heißt Opium, die Köpfe enthalten den wirksamsten Saft. Schon der Geruch des Opiums betäubt den Kopf, sein Geschmack ist bitterhitzig, seine Farbe dunkelrothbraun, im Zerreiben gelb, und man bringt diesen ostindischen Mohnsaft in faustgroßen Stücken nach Europa.

Seine flüchtigen Theile enthalten einen großen Theil der betäubenden Kräfte, denn es wird im Wasser gekocht, und oft abgeschaumt, viel unwirksamer. An sich löset das Opium das Blut auf, der Puls wird anfangs voll, das Herz schlägt stärker, man empfindet eine innerliche Wärme, das Blut scheint rasch mit verhängtem Zügel die Gefäße durchzueilen, es erwacht der Instinct zum Beyschlafe, an der Haut erscheinen schwarzblaue Flecken, der Kopf fängt an zu schwellen. In den Leichen findet man das Gehirn mit ausgetretenem Geblüte überschwemmt, und der Körper fault und stinkt in kurzer Zeit. Außerdem lähmt das Opium, wie das Oehl der Kirschlorberblätter äußerlich die Muskelfasern, und es ist bekannt, daß das Opium innerlich Schmerzen und Krämpfe schon in sehr kleiner Dose stillet. Hunde werden vom Opium so fühllos, daß man sie schlagen und schneiden konnte, und ihr Augenstern zog sich nicht von einem brennenden Lichte zusammen. So sehr benimmt das Opium den reizbaren Fasern der ganzen thierischen Maschine ihre angeborne Reizbarkeit, oder die Quelle der Empfindungskräfte, denn es werden alle Sinne, und selbst der Hauptsinn, das Gefühl, stumpf, wenn gleich eine lange Gewohnheit die sinnlichen Organe dazu vorbereitet hat.

Von einer schwachen Dose geräth die Seele in den Zustand einer ruhigen Heiterkeit, die, so lange sie der Einbildung liebkoset, sogar heftige Schmerzen benarbt, und den niederdrückenden Kummer vergessen macht. Die Verliebten träumen sich auf Paphos, und in den Zirkel der Freudentöchter hinein, die Helden liefern im Geiste Schlachten ohne Blut, und mähen Legionen nieder; die Dichter setzen auf der epischen Rennschule über die Stange: kurz, die conzentrirten Temperamente stürmen ein jedes seinen Himmel mit Unerschrockenheit und einem eingebildeten Uebermaße von Kraft. Mit Opium fangen die Türken ihre Schlachten; die Bethschwestern ihre Bethstunde an, und für den Anakreon und Odendichter ist Opium die feurigste Muse, denn es begeistert im Anfange alle Fächer des Geistes durch flatternde Einbildungen. Endlich stellt sich, wenn die lustigen, zufriednen Lebensgeister ihren höchsten Grad erreicht haben, von einer kleinen Dose ein süßer, erquickender Schlummer, mit schmeichelhaften, analogischen Träumereyen ein, als ein Nachspiel von verwickelten Scenen. Die angenehmste Entzückung, oder das Geistersehen fängt sich in Persien, und so nach Proportion in den gelindern Himmelsstrichen später, eine Stunde nach dem Genusse an, ihre Dauer geht vier bis fünf Stunden in Persien, und nach dem von Haller, vielleicht in der Schweiz, fünf und sechzig Stunden lang fort.

Von stärkern Dosen meldet sich auf eine kürzere, flüchtige Heiterkeit eine unaussprechliche Bangigkeit, auf die eingebildete Riesenstärke, Mattigkeit und Ohnmacht, auf den unternehmenden Muth, Tollkühnheit und Wuth, auf den Parnaßsturm, reimlose Windstille, auf Herkulische Mannheit, welkes Unvermögen, und die Sclaven auf Java stoßen mit ihren Schwertern alles darnieder, was ihnen auf der Straße in den Wurf

kommt,

kommt, bloß um geschwind erstochen zu werden; man hat sogar fühllose, eingeschlafene Personen lebendig begraben. Es folgt endlich Lähmung und ein tiefer Schlaf mit entsetzlichen Träumen. Man steckte jemanden eine mit Opium bestrichene Leinwand in die Nase, und sein Schlaf dauerte zwey Tage lang; dergleichen Schlaf aber ermüdet nur. Endlich stellen sich Zuckungen ein, und diese begleitet ein schrecklicher, oft plötzlicher Tod. So bekam ein Kind von einem halben Grane des Opiumsextracts, und andere von einer großen Dose Theriak Krämpfe, und drey bis fünf Gran Opium sind schon hinlänglich, die heftigsten Rollen spielen zu lassen. Und dennoch haben starke und daran gewöhnte Personen zehn, funfzehn Gran bis sechs Loth Opium ohne Nachtheil verschluckt. Die Morgenländer gewöhnen sich von ihrer ersten Kindheit an Opium von der Größe eines Nadelkopfes zu nehmen, und steigen damit bis zu einem Quentchen hinauf, ihre wollüstigen Begeisterungen, die sich nach jedem Alter und Wünschen richten, endigen sich in vier oder fünf Stunden. Hierauf werden sie traurig, niedergeschlagen, kalt, zu aller Arbeit untauglich und kraftlos; alle jetzigen Empfindungen contrastiren mit den vorigen, und sie schmachten nur nach der Stunde, da sie eine neue Dose Opium einnehmen, und seraphische Freuden genießen sollen, oder den verbothenen Wein zu trinken bekommen. Indessen erfordert es die Natur der Gewohnheit, daß sie das Gewicht jedes Mahl verstärken, um die Stunde der Freude zu verlängern. Doch es folgt auch wieder die Mattigkeit in verstärkter Dose. Viele erreichen nicht ein funfzigjähriges Alter, andere werden gelähmt und empfinden im Knochenmarke Schmerzen; viele verschlucken endlich so viel Mohnsaft, als ein Daumen groß ist, trinken ein Glas Essig darauf, und sterben ohne Rettung und als Stoiker, um die tägliche

Kraftlosigkeit mit ein Mahl zu endigen. Die überspannte Lebhaftigkeit der Einbildungskraft läßt im Gedächtnisse so stark gezeichnete Bilder zurück, daß die Unglücklichen nach dem Paroxismus nicht unterscheiden können, ob ihre paradiesischen Empfindungen Wahrheit oder Traum gewesen. Man sehe nur die Türken bey ihrem Opium, und die Christenzecher bey ihren Weinflaschen an; beyde wissen die schlimmen Folgen, und seufzen doch nach der morgenden Stunde. Die verwegensten Muselmänner verschlucken vier Pillen, grösser als Oliven, trinken ein Glas Wasser darauf, jeder lauschet seiner individuellen Entzückung in der Stille entgegen, welche nach einer Stunde eintritt. Endlich fühlt sich diese blasse, verzerrte, meist rachitische Schwelgergesellschaft auf den rechten Ton gestimmt, und es fängt sich die Scene mit wundervollen Pantomimen und Gesticulationen an, um sich in einen wilden Lärm zu verwandeln. Alle Schauspieler sind Könige in ihrer Haut, und sie gehen von ihrem Glücke berauscht in vollem Wahnsinne zu Hause, um mit Reue zu erwachen.

Die übrigen Versetzungen mit Opium, das Laudanum mit Mohnsaft, der Theriak, die Opiumtinctur, Mithridat u. s. w., leisten nach dem Grade des Zusatzes von Opium einerley. Thiere und Hunde vertragen ziemlich starke Dosen von Opium. Am heftigsten wirkt es auf blutende Wunden und verwundete Muskelfasern; an Nerven schadet es so wenig, als das Oehl von Lorberkirschblättern. Aeußerlich bringt es in Klystieren, Stuhlzäpfchen, Salben, oder in hohlen Zähnen den Tod, im Schnupftobake tödtliche Betäubung.

Man bekommt es über Aleppo oder Alexandrien in Kalabassen oder ausgehöhlten Kürbissen. Das von den geritzten Mohnköpfen nennen die vornehmen Türken Affion; der gemeine Mann bedient sich des Extracts aus

der ganzen Pflanze, und dieses nennen sie Poust. Die harzgummigen Bestandtheile des Mohnsafts überhaupt belebt ein phlogistischer, schmieriger Balsam, so im Kochen oben aufschwillt, und das ist nähmlich ein conzentrirtes Giftöhl. Ein Paar Tropfen dieses Oehls tödten einen Hund, dem sonst ein Quentchen rohes Opium nicht schadet, und man könnte es durch den Weg der Gährung noch verfeinern, so wie es von langem Kochen schwächer wird. Einer, der nicht an Opium gewöhnt ist, verfällt schon von einem Grane des rohen Opiums in Betäubung und tiefen Schlaf. Daher hat man es jederzeit mit Gewürzen und hitzigen Substanzen versetzt; andere schwächen es durch Essig oder starke Purgirmittel, andere durch offene Gährungen. Mir scheint diejenige Zubereitung die beste zu seyn, da man es im Wasser auflöset, das obenschwimmende Harz wegschafft, und das übrige fermentirt, durchseihet und eintrocknet. Von diesem Extracte kann man innerlich ein bis zwey Gran zur Besänftigung mit aller Sicherheit verordnen. Wenn sich im Blute ein phlogistischer Dunst, oder brennbare fixe Luft zugleich, wie in allen warmen, verschlossenen, strömenden Kanälen befindet; wenn Dunst von der Wärme verflüchtigt, unter dem Nahmen von Lebensgeistern die Nerven begeistert, das nächste Instrument der Gedanken wird, und die Einbildungskraft in Wahnwitz versetzt; so ist das Oehl des Mohnsaftes, wenn es im Magen zu fermentiren anfängt, diese brennbare Luft unsers Blutes mit überflüßigen, ähnlichen Dünsten zu überladen geschickt. Der öhlgeistige Bestandtheil des Blutes dringt durch alle Schleusen der Adern in die Nerven ein, und überladet diese dergestalt mit rohen, ungewöhnlichen Lebensgeistern oder Dünsten, daß die Einbildung nicht alle, sich herbeydrängende Bilder auf ein Mahl fassen kann, sich seraphisch schnelldenkend zu seyn träumt,

ihr altes Glück mit dem Zauber einer gewonnenen Quaterne aus dem Winkel hervorzieht, es ohne Aufhören anstarrt u. s. w. Der Ueberfluß der Lebensgeister spannte den Ton der Muskeln aufs höchste Bewußtseyn von übermenschlicher Stärke, die Adern strotzten erst, der Puls schlug voll und heftig. Nun verliert sich allmählig der electrische Dunst aus dem Blute, dessen röthliche Kugeln ihrer fixen Luft beraubt sind, die Gefäße lassen nach, und es ist die Reizbarkeit auf einige Zeit gelähmt. Kurz: die anfängliche Ueberspannung hat die Schlafheit zur natürlichen Folge, und wenn das flüchtige Gift verflogen ist, und sich verzehrt hat, so kehren nach und nach die welken Theile zu ihrer natürlichen Spannung wieder zurück, und das Blut zieht aus den Speisen, durch den Milchsaft von neuem fixe Luft und rothe Kügelchen an sich u. s. w.

Die Heilung geschieht, wie bey den betäubenden Giften. Man bemerke aber dabey, daß man die Ipekakuanha zu 30 bis 40 Gran als ein geschicktes Brechmittel anwendet, wodurch die welken Magenfasern zeitig gereizt worden, das Oehlige des Opiums auszuwerfen. Auch durch gehörig schwarzen Kaffeh hilft man.

Die europäischen Mohnköpfe haben, nach den Versuchen der Deutschen, Franzosen und Schotten, in ihrem eingekochten Safte auch eine betäubende Kraft. Die übrige Pflanze, Blume und Samen spricht die tägliche Erfahrung so vieler Völkerschaften völlig unschuldig. Das ausgepreßte Mohnöhl ist sanft, wie ein anderes Oehl, zum innerlichen Gebrauche.

2) Der gehörnte Mohn. (Chelidonium glaucium, *Linn.* Papaver corniculatum luteum, *Bauh.* Papaver corniculatum flavo flore, *Clusius Lumnitzer* Fl. Poson. Ung. Szarvas mák. Slav. Mak ruzkuwaty.)

Dieser wächst in sandigem Boden. Der Stängel ist liegend, meergrün, unten glatt, oben haarig. Die Wurzelblätter theilen sich in acht bis zehn Querstücke, mit wenigen und großen Randzähnen, und werden immer breiter; hingegen sind die Stängelblätter kurz, breit und ausgehöhlt. Jede Blume hat ihren eigenen Stiel und eine Menge Staubfäden. Der Kelch ist haarig und zweyblätterig. Die Krone gelb, vielblätterig, und hinterläßt eine Schote von zwey Fächern. Der Geruch der Pflanze ist unangenehm, und ihr Genuß erregt in England Wahnsinn.

3) Die Klapprose, Klatschrose, Feldmohn. (Papaver rhocas, *Linn.* Papaver erraticum Offic. Ung. Vád-mak. Slav. Wlcy mak.)

Der im Sommer zwischen dem Getreide blüht. Jedermann kennt seine gefederten eingeschnittenen Blätter, den langen haarigen Stängel, und den schwarzen Nagel am Blumenblatte, so wie die schwarzen oder grünlichten Staubsäcke. Er soll bey einigen Personen eine ähnliche Betäubung hervor gebracht haben.

4) Der wilde Lattich, wilde Salat, Skariol. (Lactuca scariola, *Linn.* Lactuca sylvestris laciniata, *Lumnitzer.* Flor. Poson.

Man findet ihn an Dämmen und Zäunen, und im Schutte; er blühet im Junius und Julius. Sein starker Geruch, der dem Mohnsafte gleich kommt, ist betäubend. Der Stängel ist hart, rundlich und ästig, gegen drey Fuß hoch, gestachelt, oft mit Blut gefleckt. Die Wurzelblätter sind groß, federhaft, eingeschnitten und ausgeschweift, am Rande gezähnt, an der untern Seite und an der Mittelrippe gestachelt. Die Oberblätter sind kurz, lanzettenförmig, gezähnt, und umfassen, da sie keinen Stiel haben, mit ihrer Wurzel den Stängel Der

Kelch ist klebrich, walzenförmig, schuppig, rothfleckig An den Spitzen der Aeste sitzen kleine gelbe Blumen. Der Same ist glatt, eyrund, gestrichelt. Am Kelche liegen die rothspitzigen Schuppen wie Dachziegel über einander. Die zusammen gesetzte Blume enthält viele gestreifte, vier- bis fünfzähnige Zwitterblümchen von gleicher Länge, und fünf Staubfäden. Auf den nackten Samen, so eine einfache, langstielige, weißliche Federkrone, wie die Gartenlacktuck über sich tragen. Die untern Blätter sind gegen die Spitze zu in drey Finger ausgestreckt, deren zwey äußerste an der Spitze schief durch und durch geschnitten sind.

Diese Pflanze gibt einen milchweißen, bittern Saft von sich, der röthlich, und nach der Trocknung entzündbar wird. Die ganze Pflanze macht sich schon durch ihren betäubenden Geruch verdächtig.

5) Der Giftlattich, Giftsalat. (Lactuca virosa, *Linn.* Lactuca sylvestris odore viroso, *Bauh.* *Lumnitzer*, Flor. Boson. Slav. Locyka lesnj.)

Der Geruch dieses Giftlattichs ist stärker, als an den vorhergehenden, und beyde unterscheiden sich dadurch, daß die Blätter des Giftlattichs mehr vom Stängel abstehen, da die Blätter des wilden Lattichs unmittelbar aus den Stängeln heraus dringen, und die eine Seite desselben umarmen. Die Wurzelblätter sind breiter und ungetheilt.

Schon der Geruch erweckt Schwindel, und der abgerauchte Saft wird zu Opium gemischt. Mit dieser Pflanze stellte vor einigen Jahren Doctor Kollin in Wien Versuche an, und fand selbe in der Wassersucht sehr wirksam; doch nach ihm scheinet selbe vernachlässiget, und beynahe völlig vergessen zu seyn.

§. 91.

II. Widernatürliche Pflanzengifte, durch das Verderben der gesunden Pflanzen.

Viele Gewächse haben nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur gar keine giftigen Eigenschaften, vielmehr dienen sie Menschen und Thieren zur angenehmsten und gesündesten Nahrung, wenigstens sind sie ganz und gar unschädlich. Aber Umstände, die in den Veränderungen der Luft, sowohl nach ihrer Trockenheit, als nach ihrer Wärme, in verschiedenen Ungeziefer, und in der Nachlässigkeit, oder in der geflissentlichen Bemühung des Menschen ihren Grund haben, können die an sich so unschuldige Natur dieser Gewächse so sehr umschaffen, daß sie nun Menschen und Thieren zum wahren Gifte werden.

Einige dieser Gifte entstehen bloß, wenn diese Pflanzen, oder ihre Theile sich selbst überlassen sind, ohne daß wir vorsetzlich diese nachtheilige Veränderung unterstützen. Andere hingegen erst, wenn wir die Natur und Mischung der Pflanzen durch ein gewaltsames Feuer verändern.

A) Widernatürliche Pflanzengifte, die durch ein von selbst entstandenes Verderben erzeugt werden.

Auf die erste Art leiden vornehmlich die Getreidesamen, die Kohlkräuter, die öhlichten Samen und Wasserpflanzen, die nach ihrer eigentlichen Natur nicht schädlich sind.

Das Getreide wird nicht selten, so lange es noch auf dem Halme stehet, von verschiedenen Krankheiten heimgesucht, die oft in großen Ländern, bald in kleinen Revieren, bald nur in gewissen Strichen, unter dieser oder jener Art vom Getreide, selten unter mehreren Arten zugleich einreissen, und nicht sowohl ansteckend, als vielmehr epidemisch sind. Sie zeigen sich am häufigsten

bey großer Abwechselung von strenger Kälte und starker Hitze; in nassen Jahren, vornehmlich wenn im Frühling, und zu der Zeit, da sich der Keim zum künftigen Samen bilden sollte, starker anhaltender Regen gefallen ist, und die Befruchtung des Keims, und durch die damit gemeiniglich vergesellschaftete Kälte die Ausdünstung und der Wachsthum des noch weichen Samens verhindert hat. Weit häufiger zeigen sie sich auf Feldern, welche einen kalten Thonboden haben, oder tief liegen, vornehmlich aber wenn man schlechten, unvollkommenen, unreinen, und zu frischen Samen ausgesäet, oder ihn zu stark geschrappt hat.

Unter diese Krankheiten zähle ich nun:

1) Das Mutterkorn, 2) den Kornbrand, 3) den Steinbrand, Getreiderost und 4) Mehlthau.

§. 92.

1) Das Mutterkorn, Afterkorn, Hungerkorn, Martinskorn, Zapfenkorn, Rankkorn, die Kornmutter, der Todtenkopf, Erdenkopf, Retzrogen, Rockenmütter, Hahnensporn, Mehlmutter, Mutterkörnlein, gehörnt Korn. Secale cornutum, Clavi siliginis, Secalis mater, Secale luxurians, Secale corniculatum.

Die Ausartung ist des Rockenkorns fast eigener Zustand, und scheint die Fäulniß der Milch im Rocken durch anhaltende Regen und Kälte zum Grunde zu haben. Es entstehen nähmlich an den Aehren große, stinkende, wie ein Pfriemen zugespitzte, harte, schwammige, trockene, meistens schwarzbraune, inwendig weiße oder blaue Körner, und nehmen meistens die Gestalt einer einzelnen Vogelklaue an, welcher sie auch an Dicke und Länge beykommen; indem einige die Länge von 17 und

mehrern Linien gewinnen. Aeußerlich finden sich länglichte leichte Streifen; innerlich noch ziemlich weißes Mehl. Der Geschmack der Körner ist scharf, bittersüß, ekelhaft, und das davon gemahlene Mehl ist braun, blau, und von übelm Geruche. Der davon eingerührte Brotteig zerfließt, und das Brot zerfällt in Klumpen; Hühner, und sogar Schweine sterben, wenn sie das Wasser trinken, worin man Mutterkorn gewaschen, und dieses gilt auch von Aenten, Gänsen und Fliegen. Man hat angemerkt, daß umgehende Seuchen in denjenigen Gegenden entstanden sind, in denen man aus Noth frisch eingeerntetes und angestecktes Korn verbacken müssen. Man pflegt solches die Kriebelkrankheit zu nennen, das ist, eine von Krämpfen begleitete Seuche, so bey Kindern und dem männlichen Geschlechte gemeiner, als bey den weiblichen zu seyn pflegt.

Den Anfang macht eine Ermattung, als ein Kriebeln in den Fingerspitzen und Zehen, oder eine Empfindung, als ob Ameisen darin lebten. Oft erbrechen sich die Kranken, der Leib blähet sich auf, er wird hart, die Sinne werden stumpf, man bemerkt heftige Zuckungen an Händen und Füßen, an den Knieen, der Schulter und den Ellbogen, am Munde und den Lippen, und man empfindet einige Wochen lang abwechselnden Frost und Hitze. Der Leib zieht sich zu einer Kugel zusammen, und in den Zwischenzeiten der Krankheit schlafen die Kranken in eins fort. Der Appetit wächst bis zur Unersättlichkeit heran. Einige klagen über Schwindel, schweres Gehör, andere werden unsinnig. Es stellt sich eine Unempfindlichkeit ein, Hände und Füße vertrocknen, die Haut wird schwarz und runzlich, und es scheinet gleichsam eine Grenzlinie zwischen den gesunden und kranken Theilen von einem Aetzmittel gezogen zu seyn. Einem Hunde fielen ganze Glieder oder doch stückweise ab; und einige

schleppen ihre ausgemergelte Körper ganze Jahre fort, vornehmlich, wenn sie keine äußerlichen Mittel gebrauchen. Viele sterben aber doch noch viel eher.

Den Alten, als welche beynahe kein Korn bauten, war, so viel sich schließen läßt, das Mutterkorn unbekannt. Nach langer Zeit ward man erst in Deutschland auf ein dergleichen Uebel aufmerksamer. Schon 1596 beschuldigte die medicinische Facultät zu Marburg das Mutterkorn wegen einer damahls in Hessen herrschenden Krankheit, worin vorzüglich Krämpfe und Zuckungen bemerkt wurden. In den Jahren 1648, 1649, 1665 war das Voigtland mit diesem Uebel heimgesucht; 1716 Sachsen und die Lausitz. Das folgende Jahr beklagten sich dessen mehrere Gegenden Deutschlands. Die Neumark ward 1741 damit befallen. In der Schweiz wüthete die Kriebelkrankheit 1716 im Kanton Zürch, und schon 1709 in den Kantonen Bern und Lucern. In der französischen Provinz Sologne wächst dasselbe vorzüglich stark, und dieser Gegend hat es sowohl den Nahmen Ergot, als den Verdacht eines wirklichen Giftes vorzüglich zu danken. Nach dem harten Winter von 1709 genossen die armen Leute daselbst den im vorhergehenden Jahre mit einem vierten Theile Mutterkorns vermischten Rocken. Bald hierauf befiel eine Menge dieser Elenden der trockene Brand, und sie verloren auf die erbärmlichste Weise ein Glied um das andere. Die königliche Ackerbaugesellschaft zu Mans ließ daher noch in letztern Jahren eine Ermahnung an das Volk wegen dem verdeckten Gifte des Mutterkorns zu Dijon drucken, in welcher man, nach den sichersten Erfahrungen, und nach Erwähnungen in der Sologne kurz vorher noch beobachteten Unglücksfälle versichert, daß in einem kurzen Zeitraume daselbst aus dieser Ursache gegen 8000

Menschen an bösartigen Zufällen und dem Brande gestorben seyn.

In neuern Zeiten hat man gezweifelt, ob das Mutterkorn wirklich je an diesen Krankheiten Schuld gewesen sey? Es wurden vielfältige Beobachtungen angeführet, daß solches gar oft ohne allem Nachtheile unter dem Brot gespeiset worden. Pallas, Model, auch die Schleswig-Hollsteinischen, Hanoveranischen und noch andere Aerzte, haben bey Gelegenheit der Kriebelkrankheit, welche 1770 und 1771 in jenen Gegenden verschiedentlich bemerkt worden ist, erkannt, daß man an solchen Orten, wo das Mutterkorn am häufigsten gefunden und genossen wird, gar nichts von der Krankheit wisse. Schlegel und Parmentier, besonders Salerne, haben das Mutterkorn auf das eifrigste zu entschuldigen gesucht. Alt verliert es viel von seinen giftigen Eigenschaften. Aber man hat auch Beyspiele, daß Personen nach zehnmonathlichen Austrocknen des Korns krank geworden, und bisweilen greift es den einen an, da es dem andern wohl bekommt. Auch die königl. Gesellschaft der Aerzte zu Paris hat dieser Sache in diesen letztern Jahren ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und dem Abte Thessier den Auftrag ertheilt, Untersuchungen darüber anzustellen. Dieser verfügte sich im Julius 1777 nach Sologne. Nachdem er den Boden und die Einwohner daselbst genau geprüfet, und über alle Umstände, die das dortige Mutterkorn betreffen, sich wohl erkundiget hatte, bestättigte er in der Provinz selbst die von andern hierüber bereits angestellten Versuche. Er gab zwey Aenten, einer welschen Henne und zwey Schweinen zwischen anderm Futter, bestimmte Gaben von Mutterkorn. — Sämmtliche Thiere starben bald hiervon. Den Aenten und der welschen Henne lief eine röthliche Jauche durch die Nasenlöcher.

Der einen Aente ward die Zunge brandig, und bey den drey Stücken Geflügel zeigten sich besonders in der Nasenschleimhaut Brandstellen und ein häßlicher Geruch. Es verrieth sich ein deutlicher Schwindel mit besonderer Schwäche, und bey der einen Aente eine Lähmung des einen Flügels. Den Schweinen wurden die Ohren, Füße und der Schweif angegriffen, mit Geschwulst und Kälte befallen. Gegen Ende zeigten sich wirkliche Zuckungen. Das älteste Schwein ward an den Vorderfüßen lahm, die Gelenke schwollen und fielen Löcher hinein. Die Augen entzündeten sich, das Thier trank viel, die Ohren wurden bleyfärbig und schwarz, die Füße kalt. Es fielen trockene Stücke Fleisch ab und die Knochen des Vorfußes geriethen in einen trockenen Brand, wovon sie leicht abfielen. Das Schwein wankte hin und her, bekam einen Durchbruch und starb. Bey den beyden Aenten hatten sich alle inneren Theile gesund erhalten; in der Henne aber waren mehrere von solchen brandigt. Bey den beyden Schweinen war der Magen, das Netz und die Därme zum Theile entzündet. Eben so waren die Versuche mit Thieren beschaffen, welche von Salerne und Read immer auch mit tödtlichem Erfolge gefüttert hatten. Thessier sagt: ein Absud von Mutterkorn in Wasser mit Honig vermischt, tödtete in wenig Minuten einige Fliegen, welche davon versucht hatten.

Die Heilung dieser schaudervollen Zufälle beruht auf Brechmitteln, Abführungen, sauern und öhligen, schleimigen, wässerigen Getränken; hingegen schaden die Schweißmittel allein gebraucht.

§. 93.

2) Der Brand, Kornbrand, Brenner, Tod, Rus. Uredo Segetum, *Linn.* Ustilago. R. J. *Cramer* de ustilagine frumenti. Slav. Snat.

Diese Krankheit befällt alle Pflanzen unter gewissen Umständen, am häufigsten aber Weitzen, türkischen Weitzen, Spelt, die Gerste und den Hafer, und nur sehr selten den Rocken an. Man findet nähmlich in den Aehren statt des weißen derben Samenkorns, einen braunen, schwarzen, feinen, oft wie geräucherten Häring riechenden, oft klebrigen färbenden Staub; und wann sich in dem zarten Puder noch einige harte Körnchen fühlen lassen, so nennt man solches Steinbrand. Nichts als dergleichen Staub heißt man Staubbrand; da das Mutterkorn nur einzelne Körner der Aehre zerstört, so verwüstet der Kornbrand alle Körner und Zweige einer Wurzel zugleich; und gleichwie das Uebel eine Folge von dem Mutterkorn zu seyn scheint, so ist das Mutterkorn bloß der Anfang der Ansteckung, und der Brand das Ende derselben. Man schließt dieses daher, weil sich der Brand nicht fortpflanzt, und weder an sich, noch mit Mehl schädlich ist, ob das Brot gleich davon schwarz wird, weil der Brand nichts als eine gänzliche Auflösung der Bestandtheile zu Staub ist.

3) Der Rost, Getreiderost, Carfunkel. (Rubigo. Slav. Rza.)

Wegen diesen verehrten die Römer auf Befehl des Numa eine Göttinn *Rubigo*, *Robigo*, welcher zu gefallen, und damit sie den Rost vom Getreide abhalten möchte, jährlich auf den 25. April ein Fest, unter dem Nahmen der Robigalia gefeyert, und zum Opfer junge Hunde geschlachtet wurden.

Ovid. fast. IV. 911.

Aspera Robigo parcas Cerealibus herbis!

und

Hinc mala Robigo virideis ne torreat herbas,
Sanguine lactantis catuli placatur et extis.

Der Rost ist ein rothgelber Staub, welcher sich an den Halm und an den Balg vieler grasartigen Pflanzen hänget, und das Korn seines Mehls, und folglich seines nährenden Stoffes beraubt. Man bemerkt diesen besonders an Saaten, so zwischen Sümpfen und Wäldern eingeschlossen sind, und diesen fehlt der freye Durchstrich der Winde. — Dieß war vermuthlich die Krankheit im Getreide, von welcher die im Jahre 794 zu Frankfurt versammelten Bischöfe sagten: Die Teufel haben in dem Jahre, wo große Hungersnoth war, die Aehren ausgefressen, weil der Zehnte nicht gegeben worden.

Auch über die Wirkung von den Krankheiten dieses Getreides hat man Zweifel aufgeworfen, und widersprechende Versuche und Erfahrungen angeführt. Im Neapolitanischen, sagt Sarcone, ist der Brand im Getreide ein sehr gemeiner Fehler: aber darum, weil man es ißt, entstehen keine epidemische oder bösartige Krankheiten. Das höchste, was ich zum öftern auf den häufigen Gebrauch dergleichen Getreides erfolgen gesehen, war eine geringe Schwere im Kopf, welche bisweilen in heftigen Kopfschmerzen ausbrach; eine allgemeine Mattigkeit, einen leichten Durchfall. Gleiche Beobachtungen habe auch Zona anderwärts gemacht, Wedel und Wolf dachten über diesen Gegenstand eben so.

Inzwischen bemerkten die holsteinischen und hannoveranischen Aerzte von dergleichen verdächtigen mit Rost behafteten Körnern, daß sie überall unter dem Mehle genossen worden, wo 1770 und 71 die Kriebelkrankheit eintraf, und daß sie Menschen und Vieh schädlich gewesen, es sey, daß sie unter dem Brote, oder sonst auf eine Art unter Mehle verspeiset worden. Die Krankheit sey nach dem Genusse des solchergestalten verderbten Korns zuerst bemerket worden, und man habe

auch gesehen, daß das Uebel in einzelnen Fällen nach einem abermahligen Genusse solchen Korns erneuert worden. Hingegen verliere dieses verderbte Korn durch langes Liegen oder Dörren vieles von seiner Schädlichkeit; und diejenigen, welche sich bey dergleichen verderbten Mehle zugleich anderer Speisen, zumahl aus dem Thierreiche bedienen konnten, leiden weniger oder gar nichts von jenem. Ueberhaupt stecke, es sey nun im Rost oder Brand, ein Gift betäubender Art dahinter, und die Kriebelkrankheit hat keine andere erregende Ursache, als den Genuß des von verdächtigen Körnern verunreinigten Brotes oder Mehls.

Unreifes und naß einzefahrnes Getreide erhitzt sich in sich selbst, wenn es nicht gelüftet wird, und in dichten Haufen liegt, wie in den Scheunen, auf Schiffen, und dieses gilt auch von allem fest eingestampften Mehle. Endlich macht ein klumpiger, ungegorner Teig, ein schlecht ausgebackenes und warmes Brot eine üble Verdauung.

4) Mehlthau nennt man gewisse kleine Blattläuse, die den Kohl und die Kräuter als ein grüner oder schwarzer Staub bedecken; es folgen oft davon gefährliche Bauchflüsse.

Die öhligen Früchte: als Mandeln, Wallnüsse, Haselnüsse u. s. w. werden in der Wärme ranzig, scharf, und veranlassen Erbrechen und Magenentzündung, so wie die öhligen Samen von der erwärmten Presse und Röstung verderben.

Gegen alle ranzige alte Oehle bedient man sich des lauen Wassers, der Milch und guter Seife.

Schlechtes faules Wasser verbessert sich durch Abkochen, Durchseihen und durch Weinessig, und man räuchert die Gefäße mit Schwefel, worin man es aufbewahren will.

Schwämme werden theils um den zähen Schleim

aufzulösen, theils um ihrer schnellen Fäulniß vorzubeugen, mit Weinessig abgekocht und mit Citronensäure, als ihren stärksten Gegengifte, zubereitet.

§. 94.

B) Widernatürliche Pflanzengifte, welche die Gewalt des Feuers aus den Pflanzen entwickelt.

Endlich führen viele Pflanzen Theile bey sich, die, so lange sie mit den übrigen Bestandtheilen vermischt bleiben, ganz und gar unschädlich sind; aber wenn sie das Feuer entwickelt und losreißt, oder durch seine Gewalt die übrigen damit verbundenen Theile davon jagt, unter dieser Gestalt aus ihrem reinen Zustande zu Giften werden.

Dahin gehören nun brandige Oehle und Laugensalze:

Eine sehr stinkende Art von brandigem Oehle, die man aus dem Tobak gewinnt. Schon ein Tropfen dieses Oehls innerlich genommen, erregt die gefährlichsten Zufälle und zuweilen gar den Tod, oder ein damit benetzter Faden, den man mit einer Nähnadel durch die Haut zieht, tödtet in kurzer Zeit Hühner, Vögel und große Thiere. Ein Tropfen Tobaksöhl, sagt Fontana, in den Schenkeleinschnitt einer Taube gestrichen, machte, daß sie innerhalb zweyer Minuten alle Bewegung an der rechten Seite verlor, und kein Thier wollte vom Tobaksöhl in der Wunde sterben.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch andere brandige Oehle sowohl von thierischen Körpern, als von Pflanzen auf eine ähnliche Art schaden können. Ihr häßlicher durchdringender Geruch wird wohl jeden Menschen, der bey Sinnen ist, abhalten, sie so zu gebrauchen, daß sie schaden können. Ja selbst den Giftmischer wird dieser Geruch abschrecken, sie zu seinen schändlichen Absichten zu mißbrauchen, weil er befürchten muß, daß er durch

densel-

denselben zu leicht entdeckt werden möchte. Doch sind einige unter ihnen bey den Aerzten im Gebrauche, weil sie in schwachen Gewichten die trefflichsten Wirkungen äußern. Würde aber ein unbehuthsames Verfahren des Arztes, oder die Ungeduld und Unachtsamkeit des Kranken das Gewicht derselben so verstärken, daß sie als Gifte wirken könnten; so muß man ihren Folgen auf die gleiche Art zuvor kommen, wie bey den schmierigen Oehlen, wenn sie als ranzig verschluckt werden.

Es könnte aber auch geschehen, daß das stinkende brandige Oehl in die Wunden hinein gebracht worden ist. So bald man also hier eine Spur von gefährlichen Zufällen hat, so müssen solche Wunden auf die gleiche Art behandelt werden, wie die Wunden giftiger Thiere, und man muß auch damit die nähmliche innerliche Heilart verbinden.

§. 95.

Alle Pflanzen haben ein Laugensalz in ihrer Mischung, das in ihrer Asche zurück bleibt, wenn das Feuer alle übrigen flüchtigeren Bestandtheile in Dünste aufgelöst, zerstreuet und abgerissen hat, aus welcher es nachher durch bloßes Wasser ausgezogen werden kann.

Dahin gehören die mancherley Arten der Pottasche, die in verschiedenen Ländern aus der Asche verschiedener Pflanzen ausgelaugt werden. Pottasche und alle ausgelaugten Aschensalze fressen vermöge ihrer Schärfe, wo sie auf die Haut gelegt werden, in dieselbe plötzlich Geschwüre, die sie den Wundärzten vornehmlich empfiehlt. Schon die täglich wiederholten Erfahrungen der Wundärzte, die ausnehmende Schärfe, die sie auf die Zunge äußern, und die Bemerkungen eines Boerhaave, der uns versichert, es hätten sich verruchte Bösewichte einer solchen durch Kalk geschärften Lauge unter der Ge-

stalt eines Klystiers bedient, um unschuldige Mitmenschen ihrer Wuth aufzuopfern, und uns ein Beyspiel eines Menschen erzählt, der zu Venedig in eine solche Lauge fiel, und von welchem, als man seine Leiche heraus zog, nichts als die Knochen mehr übrig waren.

Gegen dergleichen Alkalien bedient man sich der wässerigen Getränke, der Milchklystiere und verdünnten Säuren, Oehle und Schleime, unter das Getränk gemischt; denn von starken Säuren könnten die durch das Aufbrausen entstandenen elastischen Dämpfe dem Magen schaden, und die Schmerzen und die Gefahr eines Brandes und des daraus erfolgenden vergrössern.

Die allgemeine Heilungsmethode gegen alle Gifte bestehet in ganzen Strömen von Milch, oder wenn diese nicht bey der Hand ist, in einer Menge lauen Wassers. Hierauf nehme man Oehl oder geschmolzene Butter und das Kitzeln mit einer rauhen Feder zum Erbrechen zu Hülfe. Endlich dienen alle einwickelnden und schlüpfrigen Mittel und Getränke von Gerstenmehl, Grauppen, der Schleim von Quittenkörnern, abgekochtes Salap, Krautwurzel und Blumen von Eibisch, Käsepappeln und frische Oehle nebst Klystieren. Wenn sich die Natur weigert, durch Erbrechen das Gift auszuleeren, so kommt man derselben durch sechs Gran Brechweinstein, in viel lauen Wasser aufgelöst, und tassenweise gegeben, bis das Erbrechen erfolgt, zu Hülfe. Mangeln diese Mittel, so reize man den Magen durch zerstoßenen Rettigsamen in lauen Wasser, und durch eine Federfahne. Nach dem Erbrechen setzt man häufig Wasser mit Zucker oder Honig fort, und fügt diesem eine Menge Essig bey. Der Essig ist das specifische Mittel gegen alle betäubenden Giftpflanzen, und man lasse auch den Essigdampf in die Nase gehen.

§. 96.

Verdächtige Pflanzen.

Endlich führe ich noch die verdächtigen Pflanzen an, so man für das erste als Halbgifte betrachten kann, und die man mit Vorsicht gebrauchen muß. Es sind diese: die Gottesgnade (Gratiola officinalis), welche heftig auf den Harn und Stuhlgang treibt, und Erbrechen erreget. Auch bey Pferden wirkt sie sehr stark, und macht sie ungemein mager. Wiesensalbey (Salvia pratensis), so statt des Hopfens dem Biere eine berauschende Kraft mittheilt. Die Rockentrespe (Bromus secalinus), welche dem Brote eine betäubende Kraft gibt, und die Hühner taumeln macht. Die rothe Beere des Heckkirschenstrauchs (Loniceta Xylosteum); die Beeren davon treiben stark auf den Stuhl, und in Menge genossen verursachen sie Erbrechen. Der Spielbaum, Pfaffenkappel (Evonymus europaeus et verrucosus. Slav. Knazowa maudy), wovon die Blätter und Früchte den Menschen und Thieren schädlich sind, indem sie Erbrechen und heftiges Purgiren verursachen, und die Schafe tödten. Die Mistmelde (Chenopodium rubrum), so die Schweine tödtet. Der Roßfenchel (Phalandrium aquaticum), Sonnenthau (Drosera rotundifolia et longifolia), so eine scharfe auffressende verdächtige Eigenschaft haben, und der ausgepreßte Saft soll die Warzen und Hühneraugen, wenn sie damit bestrichen werden, vertreiben. Die Parisbeere (Paris quadrifolia), so die Hühner tödtet, und bey Menschen einen Magenkrampf und Erbrechen erreget. Die Schwalbenwurz (Asclepias vincetoxicum). — Der Waldrosmarin (Ledum palustre), so in Bier berauscht, und mit Birkenrinde gemischt zu dem russischen Juchten genommen wird. Das Schöllkraut

(Chelidonium majus), Rittersporn (Delphinium consolida), wegen der Verwandtschaft mit dem Sturmhute, nach Boerhaave und Linne. Schmalblätterige, gelbe Wiesenraute (Thalitrum angustifolium), wovon die Wurzel Läuse tödtet. Der Berghahnenfuß (Trollius europaeus), von welchem die Wurzel traurige Wirkungen geäußert hat. Das große Leinkraut (Antirrhinum linaria): Linne hält es für giftig. Wohlverley (Arnica montana), dessen Blätter die schwedischen Bauern rauchen. Solidago alpina, so den Schafen die Wolle ausfallen macht. Das Springkraut (Impatiens noli tangere). Boerhaave hat eine giftige Eigenschaft in demselben bemerkt. Stinkender Schafthalm (Chara vulgaris). Jussieu hat eine in Frankreich nach den Ueberschwemmungen stark grassirende epidemische Krankheit der giftigen Eigenschaft dieses Wasser-Schafthalms zugeschrieben. Schwarzblaue Krähenbeere (Empetrum nigrum). Der Sevenbaum (Juniperus Sabina), so als ein treibendes Mittel gemißbraucht wird. Die bittern Mandeln (Amygdalus communis). Die Bitterkeit steckt in der braunen Haut des Samens. Diese Haut ist den Thieren tödtlich, und selbst Menschen in Menge genossen nachtheilig. Die Schädlichkeit rührt nach den neuern chemischen Erfahrungen von der Blausäure her, die einen Hauptbestandtheil derselben ausmacht. Diese zerstört schnell die Reizbarkeit des Empfindungsvermögens. Wenige bittere Mandeln reizen den Magen und befördern den Appetit. Der gemeine Fischfänger (Piscidia Erythrina). Dessen Samen werden in das Wasser geworfen, um die Fische zu betäuben, die sich dann mit den Händen greifen lassen.